



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Georg Bangs Liebe.

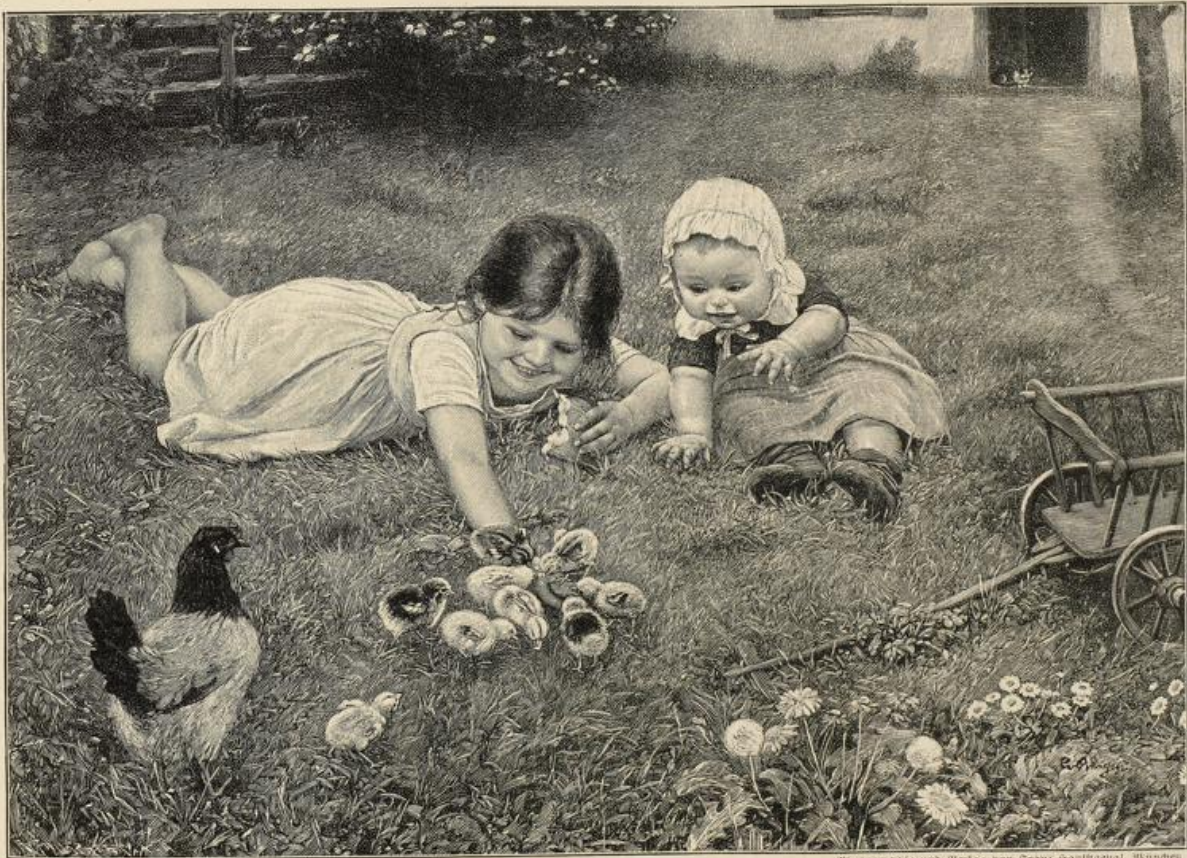
(5. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Gleichmäßig und still ging die Zeit dahin. Tag reihte sich an Tag zu Wochen und zu Monaten. Die beiden mächtigen Kastanienbäume im Hof des alten Hauses tief unter den Fenstern der Frau Bang setzten wieder dickköpfige Knospen mit glänzendbraunen flebrigen Schuppen an. Und diese Schuppenköpfschen platzten, kleine zierliche Blättchen drängten daraus hervor und wurden größer und breiteten sich aus. Zage

und schüchtern wagten sich dann die Blütenkerzen zwischen ihnen ans Licht. Ganz hellgrün und unscheinbar waren sie erst; dann aber reckten sie sich kraftvoll auf und setzten hundert Blütenköpfschen an, daß die zwei Bäume, wenn Frau Bang und Georg von oben aus dem Fenster niederjahen, gleich zwei großmächtigen Blütendolden im Hofe standen.

Es war wieder Frühling.



Junge Brut.

Gemälde von E. von Bergen.

Photographie und Verlag von Franz Hanffstaengl, München

Georg schien es, als wäre die Zeit noch nie so langsam und träge hingegangen.

In all den letzten Jahren hatte er stets kleine Ziele vor sich gesehen, die ihm große Feste für seine Sehnsucht waren. Bald war's das Wiedersehen mit dem armen Hans, der sonn-tägliche Besuch bei dem Freunde, dann ein Zusammensein mit Sephi und Herrn Gerold — zuletzt die Hoffnung auf Sephis Wiederkunft. Und tausend heimliche Gedanken, tausend phan-tastische Wünsche hatten sich für ihn stets mit diesen kleinen Zielen verknüpft und hatten sie bedeutungsvoll gemacht für sein ganzes Fühlen und Dasein. Was er Erhebendes und Großes gesehen und erlebt hatte in all dieser Zeit, das wuchs aus ihnen auf — was er an Zukunfts träumen in seinen Knabengedanken aufgebaut hatte, das kam aus ihnen, und das mußte verblühen und verdorren, wenn die Wurzeln keine neue Nahrung mehr bekamen.

Und nun war's aus. Nun stand er einsam und mit leeren Händen da. Das alles lag jetzt weit hinter ihm, und nur in der Erinnerung konnte er es wieder aufleben lassen — ein blaßes Leben sehnsüchtiger Träume und hoffnungs- armer Wünsche.

Die Zeit vor ihm erschien Georg ziellos leer, ein Heimweh nach den Menschen fraß in ihm, die ihm durch so viel Jahre all' das ersetzt hatten, was anderen Knaben seines Lebens- ganges die Freundschaft gleichalteriger Kameraden ist, was ihnen Vaterliebe und Geschwisterliebe geben.

Jetzt erst erkannte er so ganz, was ihm Herr Gerold und Sephi gewesen waren.

Gewiß, ihm blieb die Mutter, und sie war ihm das Höchste, war ihm teuer über alles. Er kam sich beinahe schlecht vor, daß er sich damit nicht zufrieden geben konnte. Sie war so gut, und wenn sie ihm einen Wunsch nur an den Augen ablah, dann war er sicher, sie erfüllte ihn, wenn sie es irgend konnte. Er fühlte, wie aus ihrer Zärtlichkeit, die ihm so wohlthat und die er jetzt doch so ganz anders, so ganz neu empfand, der Wunsch sprach, daß er nichts entbehren möge. Still und mit steifer Unbehilflichkeit ließ er, der früher so ganz aufgegangen war in seiner Mutter, deren Liebföjungen über sich ergehen. Schweigsam und ungelent blieb er auch, wenn er mit der Mutter des Sonntags spazieren ging, in den Stadtpark, in den Volksgarten und ein paarmal sogar in den Prater.

Ofter in dieser letzten Zeit schloß sich Herr Franz Schnee- berger der Frau Marie Bang und Georg auf solchen nach- mittägigen Spaziergängen nun an. Er hatte an diesen Tagen sogar die regelmäÙige Sonntagsfözung im Kaffeehause, wo er nach Tisch seinen „Schwarzen“ trank und die Zeitungen las, abgefürzt und auf die Siesta zu Hause, auf dem bequemen Nippsöfa, ganz verzichtet. Würdig und feierlich anzusehen in seinen schwarzen Sonntagshosen, stieg er dann neben Georgs Mutter einher und sprach mit Bestimmtheit und Ausdauer auf sie ein. Herr Franz Schneeberger war in Hinsicht auf seine gesellschaftliche Gewandtheit im Laufe des nun so viel Jahre langen Verkehrs mit Frau Bang entschieden umgänglicher und sicherer geworden. Die wortfarte Art, die ihm erst angehaftet und die nur zeitweilig von Ausbrüchen seines Bedürfnisses, sich mitzuteilen, durchstoßen worden war von Ausbrüchen, auf die dann stets ein Rückschlag, ein neuer Zeitraum schweigsamer Berpuppung folgte, hatte er abgestreift. Nur manchmal kam ein Rückschlag in dieses alte Wesen. Im ganzen aber war er ihm entwachsen; der enge Anschluß an Frau Bang, die mit Georg nun in seinem Lebenskreise eine in gleicher Weise große Rolle spielte wie er in ihrem, hatte ihm jene einstiedle- rische Scheu genommen. Die Frau, die ihm sein häuslich stilles Dasein mit so viel Sorgfalt behaglich zu gestalten mußte, die seine Stube, seine Wäsche und Kleider peinlich in Ordnung hielt, seine kleinen Schwächen so genau kannte und respektierte, hatte nun sein Vertrauen im vollen Maße. So kam es denn, daß er auch all die kleinen Vorgänge in der Antiquariats- buchhandlung J. Tiburtius ihr mitteilte, daß sie von allem

mußte, was er im Geschäft erlebte. Sie kannte seinen Ehe- und dessen Sohn und alle die Kollegen in ihren Eigenarten aus diesen Schilderungen so genau, wie wenn sie selbst sie kannte: den Herrn Felix, „den jungen Schnüffel, der immer wie ein Gigerl umeinanderrennt“, und den alten Herrn Tiburtius, „der für einen Chef eigentlich ein ganz anständiger Mensch is“. Sogar die beiden Hausknechte — den Joseph, der eine verheiratete Tochter in Paris hatte, und den Schackerl — hätte Frau Bang, nach dem, was sie von ihnen mußte, aus Tausenden herausgefunden. Und daß sie für- sorglich und teilnahmsvoll auf alle Wünsche und Klagen des Herrn Schneeberger einging, daß sie auf seinen Rat in allen Fragen hörte und sich an ihn um seine Meinung wendete, wenn ihr das Leben neue Sorgen auf den Weg gefäet hatte, das tat ihm ganz besonders wohl. Hier war ein Mensch, der ihn gebrauchen konnte und der ihn schätzte — ihn, den Entwurzelten und Unbeachteten. Mit einem Ausdruck, wie wenn er sich ärgerte über die Störung, und doch mit mühsam nur verhaltener Spannung hörte er in solchen Fällen ihre Fragen an. Und mürrisch, doch gut gemeint kamen dann seine lapidaren Antworten, gegen die es keinen Widerspruch gab, die, als der Extrakt seiner bald fünfzig arbeitsschweren Jahre, für Frau Marie Bang die Kraft von Entscheidungen hatten.

Manchmal auch, wenn er trotz allem noch etwas wie leises Fragen, ein Sinnen in den Augen von Frau Bang zu sehen glaubte, oder wenn sie ihm gar mit einer Sache kam, in der er selber nicht recht sicher war, dann konnte Herr Schneeberger seiner Partnerin auch wohl einmal eine kleine Rede herunterpoltern, in der er meist mit kurzen philosophischen Betrachtungen über die Grenzen des weiblichen Fassungs- vermögens begann und dann bald voll Empfindlichkeit in selbstironisierenden, wegwerfenden Worten auf sich selbst zu sprechen kam.

Frau Bang aber, die mußte, daß aus all der verbitterten Empfindlichkeit ein Mensch sprach, der ihr Gutes geben wollte, ließ seine Redensarten dann mit leisem Kopfschütteln über sich ergehen. Und wenn er zum Schluß allzu schlimm gegen sich selbst wütete, dann lenkte sie beruhigend und schützend ein. Mitleid, das sich ihr unbewußt im Herzen regte, vermengte sich ihr mit dem Drange, ihm zu sagen, daß er ihr und dem Georg wirklich wert und lieb geworden war. So kam dann stets ein Ende voll von Frieden nach solchen Auseinander- setzungen.

„Passen S' auf, Frau Bang, i' wer' Jhna was sagen! Wann i' sag', daß der Georg für den Buchhandel passen tät', so weiß i' sehr genau, warum daß i' das sag'! Und eschpiziert hab' i's Jhnen jetzt langmächtig. Aber das is' wieder amal echt! Da sieht ma' wieder amal, was das für an Bert hat, wann ma' mit einer Frau über sowas red't. — Ich bitt' — nehmen S' das nicht persönlich, Frau Bang — das is' halt amal so — Naturgesetz. „Ultra posse“ und so weiter, sagt der Lateiner. Frauenzimmer und a' ernster Dischfursch — das is', wie wann S' dem Guschelbauer sagen täten, er soll den Hamlet spül'n im Burgtheater — kann er halt net! Wissen S', Frau Bang — kann er net — gib't net — wann er noch so schwizen tät' dabei — es tät' doch wieder ‚der alte Drahrer‘ werd'n! Affurat so geht's bei die Frauenzimmer a. — Und dann, natürlich — wenn i' was sag, das hat kein' Wert. Was i' red', das is' Unsinn! Geh'n S', i' weiß ja eh, was' Jhna denken! — Was woll'n S' sagen? — 's wär' net wahr? — Aber i' bitt', hör'n S' mir auf, Frau Bang! Weil i's net weiter ‚bradt hab' im Buchhandel, meinen S', dem Bub'n tät's amal g'rad so geh'n. Natürlich — ha'm scho' recht! Wann's a' anderer g'sagt hätt' — vielleicht der Herr Gerold, wenn er noch leben tät' — dann wär's gut g'wesen — aber so — wann's bloß i' sag' . . .“

„Aber Herr Schneeberger — so hab' ich das doch gar nicht g'meint. Ich hab' doch nur g'sagt, daß' heutzutag

furchtbar schwer is' für jeden, der nicht selber wenigstens so viel hat, daß er sich einmal selbständig machen könnt'."

"Na, ja, Frau Bang — plagen S' Ihna net, — i' weiß scho' was' g'sagt haben. Sie möchten nicht, daß der Georg amal auch so a armer Teufel wird, wie i' einer bin — geln's? Na ja, — is' ja recht — i' weiß ja eh, was S' von mir denken —"

"Jetzt Herr Schneeberger, — Sie wissen doch, was ich auf Sie halt —"

"Was tun S'? Halten tun S' auf mi'? Wär' mir neu."

"Na, käm' ich denn mit jeder Sorg' zu Ihnen, wenn mir nicht an Ihrer Meinung was liegen tät'? Nein, Herr Schneeberger, daß Sie mir in Wahrheit mit Ihrem Rat immer wieder ganz unentbehrlich sind, das müssen Sie wissen. Das hab' ich Ihnen auch schon oft g'sagt. — Ein Mann wie Sie, der so viel schon herumgekommen ist, so viel gelesen hat . . ."

Herr Franz Schneeberger pflegte sich, wenn das Gespräch dann bis zu einem solchen Stadium gediehen war, nach und nach zu beruhigen. Die Röte seines Gesichtes verblaßte wieder, und während Frau Bang so sprach, stieß er mit noch halb mürrischem Gesicht mit dem Kinn ein paar mal vorwärts nach oben, oder er bohrte sich den Zeigefinger vorne zwischen Hals und Hemdtragen und riß an diesem, wie wenn er ihn weiter machen wollte. Nach einer Weile schwanden dann auch diese Zeichen der verliegenden Erregung, und leise brummelnd zu den beschwichtigenden Worten der Frau Bang schien er sich zu beruhigen. Wie wenn ein Kater, dem man lei' das Fell des Rückens streichelt, vor Wohlsein schnurrt, klang dieses Brummeln. Es tat dem Herrn Franz Schneeberger auch so wohl, es immer wieder anzuhören, daß er hier in dem kleinen Kreise etwas galt. Und dann — wie hatte Frau Marie Bang gesagt? „Ein Mann wie Sie, der so viel schon herumgekommen ist, so viel gelesen hat . . .“

Mit einer Wendung, die ironisch klingen sollte, und aus der doch die Freude seines Herzens sprach, durchbrach er dann in solchen Fällen die Rede von Frau Bang und wendete sich einem neuen Stoffgebiet zu, auf dem er das Licht seines Wissens hell leuchten lassen konnte. Die Weisheit antiquarischer Schartefeln, die ihm in seinem Beruf durch die Hand gelaufen waren, und deren geistigen Gehalt er blättern durchstöbert hatte, kam dann hervor und prägte sich in kurzen axiomatisch hingeworfenen Sätzen aus. Kritik der Dinge, die er so als geistigen Besitz erworben hatte, war seine starke Seite nicht — und was ihm an der Fähigkeit, die Sätze zu begründen, fehlte, ersetzte er durch unnahbare Sicherheit des Vortrags.

Dem Georg war es längst nicht mehr verschlossen, daß diese Art von Herrn Schneebergers Wissen nicht in die Tiefe griff. Der Umgang mit Herrn Gerold und die Zucht der Schule hatten ihm jenen Sinn gegeben, der feinhörig jedweden falschen Ton erkennt und der es fühlt, ob Worte auf dem sicheren, gewachsenen Boden der Erkenntnis standen oder nicht. Ihn, der Herrn Gerolds Bild unwandelbar in seiner Seele trug, konnte Herr Franz Schneeberger niemals ein Mentor werden, und sprach er auch noch so überzeugt über die seltsamsten und wissenswertesten Dinge. All diese Reden blieben Schall und Rauch, sie gaben Wissenskrum wie kleine Münze, die dort genommen wurde und nun hier mit würdiger Gebärde weitergegeben wird, aber sie gaben nichts von dem, was in Herrn Gerolds Worten lebte — sie gaben keine Seele.

Und doch hatte Georg Achtung vor der Art des Herrn Schneeberger, denn er verstand, daß sich mit aller dieser kleinen Eitelkeit ein Mensch drapierte, der sehnüchlich und bitter war zugleich, der alterte und tief in den verborgenen Winkeln seines Herzens krampfhaft bejahte, was er laut und mürrisch, unnahbar und höhnisch verneinte.

Was Georg aber in Herrn Schneebergers Worten nicht finden konnte, das fand der große Junge in dem schweren Jahre durch einen seiner Lehrer, durch Doktor Nieger, den seltsamsten

Gelehrten, der an der Schule Geschichte vortrug und der Georg Bang vor vielen anderen Schülern ins Herz geschlossen hatte. Schon immer hatte dieser Lehrer auf Georg tiefen Eindruck gemacht, aber nicht nur auf ihn, auf die ganze Klasse hatte sich die besondere Wirkung seines Wesens stets erstreckt. In diesem letzten Jahre aber war die Beziehung zwischen ihm und Georg noch inniger geworden, wemgleich sie kaum jemals aus jenem Rahmen trat, der ihr durch die Schule gegeben war.

Es war ein seltsamer Mann, alles an ihm war anders als an den anderen Lehrern, und doch war es gerade dieser Lehrer, der durch sein ganzes Wesen den tiefsten Eindruck, die machtvollste Wirkung auf die Knaben ausübte. Still und beinahe andächtig saßen sie in den Bänken des hellen Klassenzimmers. Die Übermütigsten und Wildesten horchten gespannt und schienen wie ausgewechselt. Zwischen den Bankreihen aber schritt der kleine, zarte Mann mit dem dichten, tiefschwarzen Lockenhaar, der tief brünetten Hautfarbe und den großen lebhaften Augen auf und nieder. In kleinen wiegenden und doch ein wenig hastigen Schritten ging er hin und her, die Hände auf dem Rücken, den mächtigen und ausdrucksvollen Kopf leicht in den Nacken gebogen, so daß, während er sprach, sein Blick nur hier und da über die Schüler ging. So lehrte er Geschichte, ohne Lehrbuch, ohne viel Daten.

Er behandelte seinen Stoff, wie ein Bildhauer den weichen Ton behandelt. Plastisch baute er ihn auf vor all den stamenden Knabenaugen und gab ihm Leben. Jedes Wort, das diese weiche, modulationsfähige Stimme sprach, hatte tiefen, bildenden Wert; mit einer kurzen Geste, einem leisen Nachdruck der Betonung wußte er dieser jungen Schar um sich oft ganze Weltlagen klar und anschaulich zu machen. Wie ein Künstler, der sich klar bewußt ist, daß er Ewiges zu schaffen hat, so griff er in das Leben der Vergangenheit und zwang es zur eindrucksvollsten Auferstehung. Doch nicht im strengen Rahmen der Geschichte blieb sein Wort. Was jetzt noch als ein Zeitbild aus dem fernen Griechentum erstanden war, das rechte nun mit starken Trieben ein Heer von weiten Fragen auf, das gab den Ausgangspunkt für tiefer greifende Ideen, die in das Wesen allgemeiner Menschlichkeit hinüberwuchsen und deren Besprechung mit Kraft und Klarheit bisher verschlossene Pforten vor den jungen Hörern öffnete. Und so begeistert für die Buben war diese Art, für sie das Beste aus der eigenen Seele hinzugeben, daß sie ihn alle tief verehrten, vergötterten, und daß sie im Wettstreit strebten, ihm ihren Dank zu zeigen. Es war wohl keiner unter ihnen, der nicht vor Glück errötete, wenn ihm Doktor Nieger, wie er das manchmal tat, freudig über's Haar fuhr, oder wenn er ihm beide Hände auf die Schultern legte und ihm dann so auf Armeslänge tief in die Augen bli'de. Es lag dann eine wunderbare befangende Kraft in der Wirkung seines weichen Blickes, es war, als drängen seine Augen in ihrer leuchtend schönen Traurigkeit durch alles das, was Hülle ist und äußerliche Form, nach innen tief in die stillsten Tiefen, wo sich die ungesprochenen und heimlichen Mysterien der Knabenseelen bargen.

Auch Georg, den der Doktor Nieger besonders gern sprechen hörte, empfand das überwältigend Bezwingende in dem ganzen Wesen dieses Mannes, der vor ihm stand und sinnend, mit verträumt in eine Ferne schauenden Augen den Ausführungen des Buben lauschte. Und obwohl zwischen ihm und Doktor Nieger kaum einmal ein paar Worte gewechselt worden waren, die sich auf Georgs Leben außerhalb der Schule bezogen, hatte er doch das Gefühl, als wüßte er nun, seit Herr Gerold ihm gestorben war, niemand, zu dem er so ohne jeden Rückhalt über alles sprechen könnte, was ihn erfüllte, als diesen Mann. Ihn war es, als müßte Doktor Nieger so vieles, das ihn durchwogte und worüber er sich nicht klar werden konnte, verstehen, er fühlte, daß in diesem Lehrer eine ganz andere Liebe zu den Schülern war als in den übrigen.

Von ein paar halbwüchigen Burschen in der Klasse, die über ihre Jahre lüstern und auf den Gebieten ihrer Neugier

unterrichtet waren, hatte auch Georg schamvoll manches hören müssen, das ihn empörte und doch immer wieder quälte, das seine reine Phantasie gleich einem Tropfen Gift durchsloß und nicht zur Ruhe kommen ließ. Er sehnte sich nach einem Menschen, der ihm die Wahrheit über diese Dinge hätte sagen können, nach jemand, der nicht heimlich und erregt wispelnd, wie jene Burschen, der klar und ruhig zu ihm geredet und ihm Klarheit gegeben hätte. Aber er hatte niemand.

Herr Gerold, ja — wenn der noch gelebt hätte . . .

Georg konnte sich denken, daß er dann mit dem gesprochen hätte. Er sah das dämmernde Zimmer, in dem sie so oft zusammengewesen, wieder vor sich. Er hörte im Geist die sanfte väterliche Stimme des Toten, die Stimme, vor deren klarem, gütigem Klang jeder Zweifel weichen mußte und jedes häßliche Gefühl. Gewiß, er konnte sich denken, daß Herr Gerold mit ihm auch über alles das gesprochen hätte, ernst und würdig und so groß und edel, daß alles Trübe geschwunden wäre und er sein neues Wissen empfangen hätte wie eine neue Weihe des Lebens.

Und Doktor Rieger . . . ? Nein, der sprach von diesen Dingen nicht. Auf tausend Pfaden schritten seine Worte, zum Ausgange für Lehren und Erläuterung, auf zahllose Gebiete führte ihn die Lehre der Geschichte — von solchen Dingen aber sprach er nie zu seinen Schülern. Und Georg nahm ein jedes Wort, das jener sprach, mit aufhorchendem Geiste in sich auf; das junge Gemüt, das so durstig und sehnüchtig war nach allen Offenbarungen des Lebens, stillte hier sein Verlangen nach vielem und dürstete weiter nach mehr.

Zu Hause vor seiner Mutter und vor Herrn Franz Schneeberger sprach Georg viel von dem verehrten Lehrer und von alle dem, was er sie lehrte. Frau Bang hörte ihrem Buben dann mit Spannung zu, nickte und strich ihm in liebevollem Stolz übers Haar. Was doch die Buben heutzutage alles lernen! dachte sie dabei.

Herr Schneeberger aber rückte an seiner Brille hin und her, paffte den Rauch von sich und meinte: „Dieser Herr Doktor, das muß ja ein ganz wunderbarer Heiliger sein!“ Wiederum Paffen und ein kurzes Käuspern. „Überhaupt scheint sich der Herr nicht ganz klar zu sein, was ma' unter ‚Geschichte‘ versteht. Das muß ja a guter Salat sein, den er euch da vortragt! Da wundern sich die Leut' nach'er, wenn die Herren Buben den Kopf voll Kraut und Rüben haben! Wenn ich Direktor wär' an der Schul' . . .“, er räusperte sich jetzt geräuschvoll und tat das Thema mit einer ausdrucksvollen Handbewegung ab.

Nun schwieg Georg, seine Mutter aber schüttelte leise den Kopf. Daß er dem Buben jede Freud' verfehlen muß! dachte sie dabei, und sie griff nach der Hand Georgs und tätschelte sie hastig und begütigend mit ihren arbeitsiharten Fingern . . .

Als das Pfingstfest kam, wurde Georg gefirmt.

Zwischen, wenn er an seine Firmung gedacht hatte, war sie ihm wie ein Fest voll Freude und Schönheit erschienen, dem er entgegenging, und immer hatten sich die Gestalten des Herrn Gerold und Sephis für ihn mit diesem Fest verknüpft. Schon vor einem Jahr, als er mit den beiden am Pfingstsonntag ins Freie hinausgeschlagen war und als sie da zusammen am Stephansplatz durch das Drängen all der Firmlinge mit ihren Paten, durch die Reihen von sauber aufgeputzten, blumengeschmückten Fiakern und Equipagen und durch die Lebzeltensstandeln kamen, als das Schreien der Dienstmänner, die vor dem Portal der Kirche die Wagennummern ausriefen, das Antworten der Kutscher, das Rufen all der Weiber, die sich mit „Firmbandeln“, „Geweihnten Kerzen“, „Sträußerln“ und „Beigerln“ wortreich an jede neu ankommende Firmlingsgesellschaft drängten, das Feilschen, Lachen, Treiben, Nasonieren und Drängen zu einem einzigen Laut des Festjubels zusammenklangen, da hatte Herr Gerold den Arm des Buben fester an sich gezogen.

„Nächstes Jahr, Georg — wenn's mir beschieden ist — da wollen wir das auch mitmachen. Dann führ' ich dich auch da hinein in unsern alten Steffel — auch deine Mutter muß dabei sein, meine Frau und die Sephi — und wenn du deinen Backenstreich erst weg hast, dann suchen wir uns den fechtesten Fiaker aus . . .“

Das war vor einem Jahr gewesen — in der Zeit, da Herr Gerold und seine Frau sich wieder näher gefunden zu haben schienen.

Wie anders war die Wirklichkeit gekommen.

Nun schritt statt Heinrich Gerold Herr Franz Schneeberger neben Georg Bang zur Stephanskirche. Wieder wie damals wogte der Platz im tausendfältigen Treiben des Festes. Aber Georg ging es wie einem, der mit zugehaltenen Ohren in einen Tanzsaal sieht, in dem die Paare sich in zügelloser Lust zum Klingen der Musik im Tanze drehen. Er sah all die Bewegung und all diese Farben und hörte auch dieses Gewirr der Stimmen. Und doch, es drang nicht in sein Inneres ein. Als ob ihm seine Seele taub geworden wäre für alle Freude dieses Treibens, war ihm zumute. Nur die Erkenntnis, wie anders als das sehnüchtvolle Träumen das Leben die Erfüllung alles Wünschens so oft formt, durchwogte ihn als unklares und drückendes Gefühl. Das war kein Fest des Glückes, dem er nun mit seiner Mutter und Herrn Franz Schneeberger entgegenschritt.

Ganz unwillkürlich griff er nach der Hand der Mutter.

Sie lächelte ihm zu, und dabei merkte er in ihrem ganzen Wesen die festliche Erregung. Weinade unruhig war sie, die sonst die klare Ruhe selber war. Und seltsam war es, wie mit dieser Festtagsfreude die Alltagsorgen in dem gütigen Gesicht stritten. Die Wangen waren leicht gerötet — das ließ die müden Züge um den Mund noch mehr erkennen, die Augen aber hatten einen Schimmer angenommen, der von Erwartungsfreude und von Sorge sprach zugleich.

„Sag', freust' dich, Georg?“

Er faßte ihre Hand fester und sagte nichts.

Sie aber sah ihn lange an, wie er nun in seinem neuen schwarzen Anzug mit den ersten langen Hosen neben ihr herschritt. Größer noch als sonst und schmaler kam er ihr vor. Und so etwas Befetztes hatte er dabei — gar nicht den Jubel wie die meisten anderen Firmlinge.

Ein Stäubchen sah ihm auf dem Ärmel. Da machte Frau Marie Bang ihre Hand sachte frei und streifte über den schwarzen Stoff. Ein Streicheln lag in der Bewegung, und Georg fühlte ihre Liebe. Herr Franz Schneeberger aber sah nur Fürsorge für Georgs neue Kleider, und diese hob sein Selbstbewußtsein, denn Georgs Anzug war das Firmgeschenk, das er nach reiflicher Beratung mit Frau Bang dem Buben gespendet hatte.

Erst hatte er ihm eine Uhr kaufen wollen, aber da hatte Frau Marie Bang eingeworfen, daß ja die Uhr von ihrem seligen Manne noch da wäre, die doch dem Buben ohnehin bestimmt sei. Also hatte man beschlossen, daß Herr Schneeberger einen Anzug schenken sollte, und Herr Schneeberger hatte den gemeinsamen Entschluß mit Gründlichkeit und Gediegenheit durchgeführt. Förmlich stolz sah er nun auf Georg, der diesen Anzug trug. Das war doch noch ein „G'wand“, das man anschauen konnte! Kein fertig gekauftes Klüfterl, das schon in Franzen ging, wenn einer drinnen einmal niesen mußte! Das war ein Stoff — wenn der nicht an Altersschwäche starb, dann war er überhaupt nicht umzubringen. Und „aufs' Wachsen“ eingerichtet war der Anzug auch, den mußte so ein Bub noch nach fünf oder sechs Jahren tragen können! —

„A Firmbandl für den jungen Herrn, Herr Göd?! Gengan S', kommen S' her, Herr Göd — aber a so a feiner junger Herr!“

Ein „Bundlweib“ schwenkte ein ganzes Bündel von weißen Firmbändern vor Herrn Schneeberger, und der blieb stehen, um ihr eines davon abzunehmen. Kein's von den schmalen . . .



Blütezeit.
Gemälde von C. Kiesel.

Copyright 1905 by Franz Hanstaeng

„Na — döös is nix für Jhna, Herr Göd — wissen S', loans von die lumpigen und zauferten“ — das Wandelweib verstand sich auf die Kundschaft.

Und Herr Schneeberger, der sich nicht lumpen ließ als Pate, wählte ein breites, festes Band.

Georg und Frau Marie Bang waren unterdessen einige Schritte weiter fortgeschoben worden im Gedräng. Nun, während Herr Schneeberger sich von der Bandverkäuferin auf einen Gulden, den er ihr gegeben hatte, herausgeben ließ, und die dicke, gemütlich lachende Frau gerade die letzten zwanzig Kreuzer in seiner Tasche mehr aufstreifen konnte, standen die beiden vor dem Hauptportal des Domes. Das innere Tor war geöffnet, und nur das äußere Gittertor wehrte den Eingang. Aber man sah weit hinein in das feierliche Gewölbe der Kirche, aus der Tausende von rötlich schimmernden Kerzenlichtern strahlten und mit dem hellen Tageslicht draußen kämpften. Und man hörte auch den tiefen Klang der Orgel und, in abgerissenen Sätzen — wenn all das laute helle Treiben der Straße auf Augenblicke ebbte — den Klang einer Frauenstimme, die in hochaufjubelnden Tönen sang:

„Wohin soll ich mich wenden,
Wenn Gram und Schmerz mich drücken —
Wenn freudig pocht mein Herz — — ?
Zu dir, zu dir, o Vater!
Komm ich in Freud und Leiden.
Du spendest ja die Freuden,
Du heilest jeden Schmerz — —!“

Georg starrte durch das Gittertor in das lichterflimmernde Halbdunkel der Kirche.

Da drang die Botschaft wieder heraus, die der Katechet in der Schule ihnen stets verkündet hatte, die Botschaft, die der Mutter ihren Halt und ihre Stärke gab in all dem Leid des Lebens. Und Georg sah und hörte, aber er fühlte nicht. All jene Zweifel, die in ihm erwachsen waren, wurden hier im Angesicht der Kirche wieder qualvoll wach. Er dachte an den Katecheten; wie hatte der gesagt? „Firmung — das Wort kommt aus dem Lateinischen. Confirmo heißt: ich festige dich, ich gebe dir neue Kraft. Und eine Festigung im Glauben soll also die Firmung sein — —“

„Georg, fehlt dir was?“ Die Mutter sah ihm besorgt in die Augen.

Aber da klang gerade die Stimme des Herrn Schneeberger: „Ah, da sind Sie! Ich hab' schon g'meint, wir hätten uns verloren! Jetzt, die is' gut, das Wandelweib! Zwanzig Kreuzer zu wenig hat's mir herausg'eben, und wissen S', was' sagt? Aber gengan S', Herr Göd! — wegen zwanz'g Kreuzer — auf döös kommt's Jhna heut a nimmer an!“

Frau Bang nickte mit einem zerstreuten Lächeln.

„Ja, an so an' Tag, da will halt alles verdienen! Aber jetzt vorwärts — —“

Und eilig schritt er den beiden anderen voran dem Seiteneingange der Stephanskirche zu . . .

In langen Doppelreihen standen sie in dem gewaltigen Mittelschiff des Domes. Vorn die Firmlinge, auf der einen Seite die Buben, auf der anderen die Mädchen und hinter jedem, die rechte Hand auf der Schulter des Schüglings, die Paten und Patinnen. Dann kam ein Geistlicher die Reihe herunter. Er fragte jeden von den Paten nach dem Namen, den der Firmling bekommen sollte, notierte die Angaben, ordnete hier und da noch ein paar in der Reihe und schob dann dem einen oder anderen das Firmband an der Stirn besser zurecht.

Als Herr Schneeberger, auf die Frage nach dem Firmnamen laut und deutlich „Franz“ sagte, kam es Georg wieder zum Bewußtsein, wie anders diese Stunde wohl für ihn gewesen wäre, wenn Heinrich Gerolds Hand auf seinen Schultern läge. Der hätte ihm auf seine Fragen Rede stehen können, der hätte seine Zweifel alle mit seinen Worten zur Ruhe gebracht. „Confirmo heißt: ich festige dich“ — der hätte ihn gefestigt und ihm neue Kraft gegeben — vielleicht

ganz anders, als der Katechet das meinte, aber doch sicherlich auf die rechte Art . . .

Nun ging eine Bewegung durch die Reihen, und oben auf dem Chor setzte die mächtige Orgel in schwellenden Akkorden wieder ein, daß ihre schwerblätigen Melodien das Riesenschiff des Domes durchfluteten.

Georg sah die Reihe der Firmlinge entlang. Unten, am Ende der Erwartenden, war im prunkenden Ornat, den Bischofsstab in der Linken, die Mitra auf dem greisen Haupte, der Erzbischof erschienen. Zu seinen Seiten schritten Priester, deren kirchliche Gewänder gleichfalls von golddurchwirkten Stoffen waren, und eine ganze Schar von weiteren Priestern folgte ihnen. So schritt er, während von dem Chor nun aufs neue der Gesang herniederströmte, an der Reihe der Firmlinge hin.

Jedem salbte er die Stirn mit dem heiligen Chrisam, das ihm der eine der Priester in goldener Schale vorantrug, über jeden sprach er die Worte des Segens, während seine schmale bleiche Hand, an der der schwere Bischofsring gleich einer Last zu sitzen schien, in seltsam ergreifender Geste das Kreuzzeichen in der Luft beschrieb. Ein leises Berühren dann der linken Wange des Firmlings — „Pax tecum“ — und er schritt weiter und wandte sich dem nächsten zu.

Näher und näher kam er zu Georg, den eine tiefe Erregung ergriffen hatte. Ein Fühlen, so, als müßte er etwas empfangen, als müßten ihm die kommenden Minuten etwas offenbaren, hatte von ihm Besitz genommen. Und dabei fühlte er die Hand des Herrn Schneeberger auf seiner Schulter wie etwas Fremdes, das ihn niederhielt.

Jetzt waren nur noch drei Firmlinge vor ihm an der Reihe. Ein Bub in seinen Jahren, der eine glänzend neue Uhrkette über die Weste laufend trug und seinen schwarzen Hut zwischen den Fingern drehte, ein junger Bauer, der vom Land heringekommen war, um hier in Wien vom Erzbischof den Segen zu erhalten, und neben Georg ein Soldat, ein Böhme, der nun mit seinen einundzwanzig Jahren das heilige Sakrament, das zu empfangen er seinerzeit versäumt hatte, nachträglich genießen wollte. Stumpfsinnig, wie wenn er zum Apell gerufen wäre, stand er da.

Und auch von diesen dreien ward einer nach dem anderen gefirmt. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk geht, bewegte sich die Gruppe um den Bischof weiter.

Schon stand der Priester mit der goldenen Schale vor Georg — und nun der greise Erzbischof selbst.

Und Georg fühlte den Finger mit dem heiligen Chrisam an der Stirn, sah den Krummstab vor sich funkeln, hörte die Segensworte des Bischofs, aus denen das Wort ‚Franciscus‘ ihm entgegenschlug, und wußte, daß er jetzt mit dieser hageren Hand das Kreuz beschrieb und leise seine Wange berührte.

„Pax tecum“ — das klang ihm noch in den Ohren.

Aber da war der Erzbischof schon wieder bei dem Nächsten und dem Übernächsten. Ihm aber wischte einer von den Priestern das Chrisam von der Stirn, ein anderer sammelte das Band zu jenem Bund von Bändern, den er schon in Händen trug — die Firmung war vorüber.

Georg hörte die Stimme des Herrn Schneeberger, der sich ein wenig räusperte, er hörte ein Scharren und Wispern aus der Reihe derer, die nun gleich ihm gefirmt waren, und hatte ein Gefühl des Wehs und der Leere. Vom Chore sanken die vollen Töne der Orgel in den Raum hernieder. Prunkvolle Meshgewänder bewegten sich vor seinen Augen, und ganz von fern drang der helle Ton des Ringelbeutel's zu ihm, mit dem der Mesner freiwillige Gaben bei den Paten sammelte.

Wie ein Traum war alles das für ihn.

Und plötzlich mußte er an jenen Sonntag denken, da er mit seiner Mutter vormittags in der Kirche war — an jenen Sonntag, an dem er dann zum ersten Male bei Gerolds eingeladen gewesen. Wie wenn das Höchste zu ihm käme, so hatte er damals empfunden . . . und nun, da doch ein Heiliges der Kirche zu ihm gekommen war, nun war's an

seinem Fühlen vorbeigegangen und hatte nichts gebracht für all sein Hoffen und sein Fragen.

Nach und nach lösten sich die Reihen der Gefirnten auf. Hier schlug der eine noch ein Kreuz über Stien, Mund und Brust und wendete sich dann zögernd dem Paten zu; dort beugten Pate und Firmling gemeinsam ihr Knie, erhoben sich dann wieder und schritten nach dem Ausgang. Und neue Firmlinge mit ihren Götten schoben sich an die Stellen der ausgeschiedenen und standen nun, das Firmband um die Stirn, wartend wie früher jene, die nun die Weihe schon empfangen hatten.

Und auch Georg machte das Zeichen des Kreuzes über sich, aber ein Gefühl wie schamvolle Verlegenheit hielt ihn dabei umfangen. Er machte es, weil es die anderen machten, und eine Sehnsucht, weg zu sein aus diesem Menschendrängen, kam über ihn.

Als er sich umwendete, da nickte ihm Herr Franz Schneeberger mit einem gutmütig stolzen Lächeln zu.

„Na sirt' es, Georg — jetzt bist g'firmt auch!“

Zwischen dem Paten und Frau Marie Bang, die während der heiligen Handlung still hinter Herrn Schneeberger gestanden hatte, schritt er dann nach dem Ausgang der Kirche.

Er hörte, wie Herr Schneeberger leise zu Frau Bang hinüber sprach:

„Ang'riffen hat's ihn, den Buben — mein Gott — is' ja auch kei' Wunder. Wenn ma' denkt, die Pracht von die Mehg'wänder — und dann der Erzbischof und die Orgel . . . und wenn ma' jung is' dazu . . .“

Wie eine Erlösung war es für Georg, als er durch das breite Portal das volle Sonnenlicht des Pfingsttages wieder hereinströmen sah, als er von draußen das Ausrufen der Wagennummern, das Antworten der Fiakerfutscher, das Mattern der Räder und all das wogende Stimmengewirr des Lebens wieder hörte.

An ihnen vorbei drängten in freudiger Hast die jungen und alten Menschen. Mädchen in weißen Firmläidchen, Blumen im offenen Haar, Buben, denen die Lust am kommenden Vergnügen aus den Augen sprühte, und Paten und Patinnen, auf denen es lag wie der Abganz der eigenen fernern Jugendfreude.

Die drei Menschen schritten durch die drängende Menge vor der Kirche und in den Straßen, in denen alles wie im Rausch des Festes wogte. Überall Sonne und helle Gesichter, überall Lachen und munteres Rufen, Blumen und helle Kleider.

Sie schritten die Notenturmstraße hinunter nach dem Franz-Josephstai. Das kleine Dampfschiff sollte sie nach dem Prater bringen.

„Freuß' dich auf's Schiff?“ fragte der Herr Schneeberger.

Und Georg sagte: „So lang' schon bin ich nicht mehr auf der Donau gewesen.“ Er dachte wieder an vergangene Zeiten, an Heinrich Gerold und an Sephi, mit denen er denselben Weg zum Kai hinunter so oft gegangen war, wenn sie zusammen in die Donauauen, nach Ruzdorf oder Klosterneuburg fuhren.

Eine Bekommenheit blieb über ihm den ganzen Tag. Es lag auf ihm wie das Weh der Enttäuschung. Ein unbewusstes Sehnen in seinem Herzen hatte von diesem Tage so viel erwartet — Dinge, über die er sich nicht Klarheit geben konnte und danach er sich doch zerquälte. Nun ging der Tag und was er brachte, gleich einem kühlen Wort an ihm vorüber. Nur daß die Mutter doch in seiner Nähe war, tat Georg wohl. Wenn ihre Hand ihn streifte, war es ihm wie ein Verstehen, und wenn ihr Blick ihn traf, empfand er das als einen Trost; er fühlte, daß er eine Heimat hatte und jemand, der ihn über alles liebte.

Ein Wandelbild mit tausend bunten Szenen, floß dieser Tag an Georg dahin. Die Donaufahrt, das Treiben auf dem Schiff, der Gang im Prater und das Mittagessen im dicht besetzten Garten des „Eisvogel“, dann wieder das Drängen vor den Buden, der Besuch beim „Taucher“, wo Herr Franz Schneeberger ein Privatissimum über die Kunst des Tauchens hielt, das Aquarium mit all den seltsam geformten Meerestieren, und endlich das stille Abendessen an dem entlegenen Plätzchen beim „Braunen Hirschen“. Wie ein Dunst lag es da über allem, eine schwere sinnende Müdigkeit nach all dem Drängen und dem Lärm des Tages. Kaum daß sie sprechen wollten. Nur Herr Schneeberger pries nach jedem Zuge, wenn er das Glas hinsetzte und mit einem schlürfenden Ton das Maß des Bieres aus den Schnurbarthaaren sog, die Frische und die Güte des „Schwechaters“. Und Frau Marie Bang sah lächelnd und vertäumt nach ihrem Buben.

Wie eine kleine Familie saßen die drei Menschen um den runden Tisch, auf dem noch auf weißen Papierblättern die Hautreste der Salami und die Rindensstücke des Emmentalers lagen. Aus den Kronen der Bäume fiel hier und da ein Blütenblättchen nieder, oder ein kleiner Käfer machte auf dem Tisch kurze Rast in seinem Flug. Und aus dem dicht besetzten Mittelteil des Gartens klangen in verwehten Wellen die Walzermelodien der Damenkapelle und die Rufe der Kellner und Verkäufer: „Brot! Schani — Brot!“ . . . „Bier g'fällig? Bier!“ . . . „Salamucci — Salamin! Da bin i!“

Das war der Firmtag Georg Bangs.

(Fortsetzung folgt.)

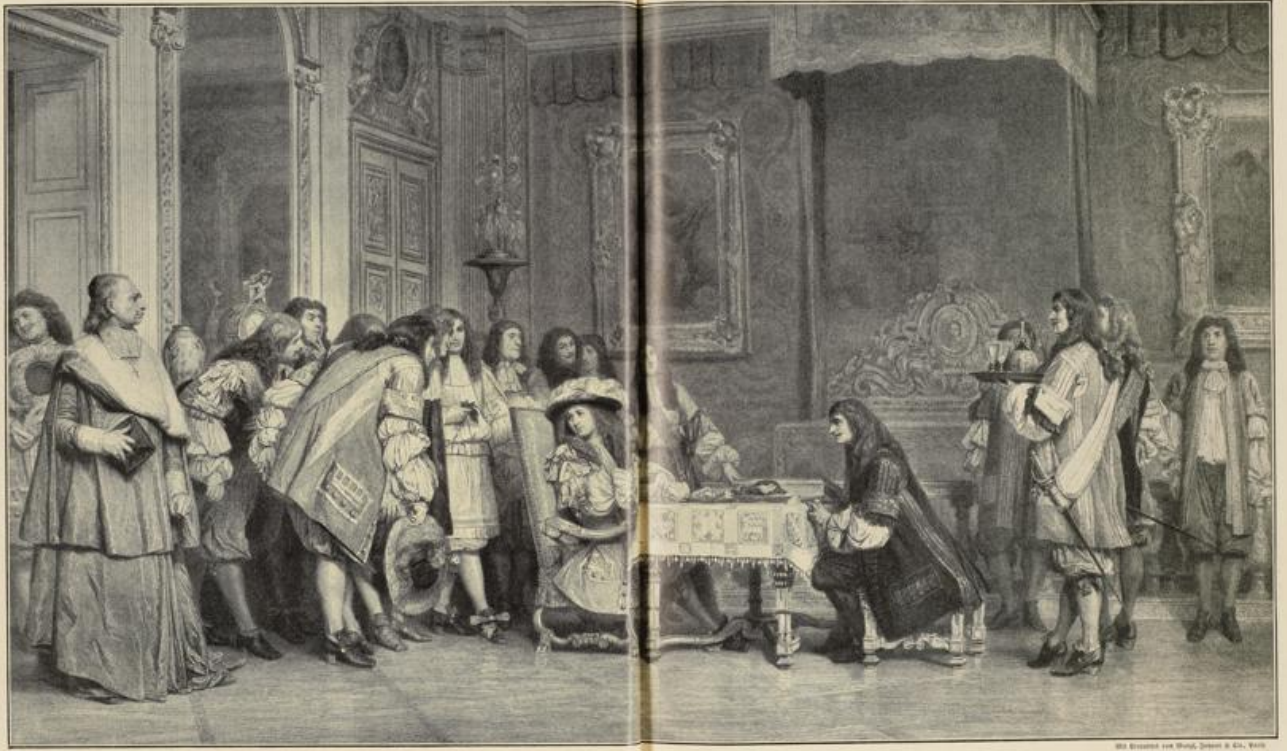
Das Taschengeld des Kindes.

Eine pädagogische Plauderei von Dr. Rudolph Penzig.

Warum wohl keiner der Kindermaler uns jemals das Motiv geschenkt hat: „Kind mit Geld spielend?“ Törichte Frage! Natürlich, weil Geld überhaupt kein Kinderspielzeug, weil Geld schmutzig ist, weil Kind und Geld eine unnatürliche Verbindung darstellen! Vielleicht auch am Ende, weil die frohe Heiterkeit und unschuldige Lieblichkeit eines lockenumrahmten Kinderköpfchens durch den Teufelszauber, der von den runden Metallstückchen ausgeht, unheilbar gestört werden würde? Ich meine wirklich, daß dieses ästhetische Bedenken, wenn auch unbewußt, durchschlagend gewesen ist. Betruht nicht der unsäglich rührende Reiz, der von der Vorstellung einer krabbelnden, spielenden, lachenden Kinderschar in uns geweckt wird, wesentlich mit auf dem Gedanken, wie sorglos und unbekümmert um die Geschäfte der Großen hier blühendes Leben, gleich den Lilien auf dem Felde, aufwächst? Und wenn ich da auf dem Spielzeugschränkchen über dem lebendigen Durcheinander von

Puppen, Zimmsoldaten, Töpfchen und Ballen die steife ehrpüßliche Gestalt einer Sparbüchse entdecke, womöglich mit einem Schloß im Munde, da gib't mir jedesmal einen Stich ins Herz, und es scheint mir, als ob der grinsende Spalt höhnisch lächle: Wartet nur, ich werde euch bald genug aus eurem Kinderparadiese vertreiben! Faßt mich nur mit euren Kinderfäustchen und laßt es ordentlich in meinem Bauche rasseln — wie bald gräbt sich dann ein habgieriger Zug um die Nasenflügel, wie kalt blüht es aus den Augen und wie unschön verzieht sich der Mund zu einem: „Etz! ich hab' doch mehr als du!“

Die alte dicke Tante hat recht. Im Kinderjähren hat sie nichts zu suchen, auch abgesehen von ihrer täglichen Todesgefahr, falls sie etwa irdener Konstitution sein sollte. Sie gehört, wo sie überhaupt noch ihr etwas altväterisches Dasein fristet und nicht, gemäß unserem papierenen Zeitalter, vom Sparfassenbuch abgelöst wurde, in den Schrank der Mama.



Ludwig XIV und Nolire.
Gemälde von G. Verel.

181. Engraving von W. H. Jones & Co., New York

Wie es von dem in meiner Jugend gebräuchlichen halbeiförmigen Spartöpfchen galt:

Soll der Goldschack auferstehen,
Muß die Form in Stücke geben —

wie es also seinen Daseinszweck gerade durch Aufgabe der Existenz erfüllte, so sollte der sittliche Wert der Sparbüchse darin bestehen, daß ihr Vorhandensein vom Kinde immer wieder vergessen wird. Ein „Mädchen aus der Fremde“ tauche sie auf, von einer Würde, einer Höhe, die eine allzu intime Vertraulichkeit entfernt, und schnell sei ihre Spur verloren, sobald der schenkende Onkel Abschied nahm.

Da sind wir schon mitten in der Fülle von Fragen, die sich der Erzieher bei dem Kapitel: „Der Umgang der Kinder mit dem Gelde“ stellen muß. Soll das Kind überhaupt sparen? Ist nicht solche weitausschauende Sorge um den kommenden Tag unkindlich? Wer möchte eine Lerche mit Hamstergewohnheiten! Aber, wenn es schon unnatürlich ist, muß nicht eben deshalb die künstliche Züchtung des Spartriebes durch den Erzieher einsehen? Muß das Kind bei Zeiten den verhältnismäßigen Wert und — Unwert des Geldes kennenlernen? Soll es nicht zum vernünftigen Ausgleich von Einnahmen und Ausgaben angehalten werden? Kann ein Kind, dem jeder Groschen mit vorgegebener Reiseroute und Bestimmungszweck eingehändigt wird, jemals zu Selbständigkeit und wirtschaftlicher Disposition über seine Mittel gelangen? Ist nicht dies tägliche Betteln um die Pfennige für kleine Bedürfnisse erniedrigend für das Kind, ermüdend und lästig für die Eltern? Andererseits — welcher Mutter sind die Gefahren des Taschengeldes unbekannt geblieben, das nun einmal unrettbar dem Verhängnis der Zeitwörter mit „ver-“ verfallen zu sein scheint: verlieren und vernaschen, verschwenden und verborgen, verschenken und verpöamentieren, von verrauchen, vertrinken, verpielen ganz zu schweigen! Und kontrolliert man wieder — welche Fülle von Unannehmlichkeiten, Tränen, Ärger für Kind und Eltern! Lauert nicht hart neben dem Ausgabebüchlein die Ungenauigkeit, ja die Unwahrheit und Lüge? Wer aber selbst dem Charybdisstrudel der Verleitung zur Unordnung, Niederlichkeit, Vergeudung und Unehrllichkeit heil entronnen ist, dem strecken sich die greulichen Schlangenköpfe der Sylla entgegen: Habgier und Geiz, Dünkel und Ungefälligkeit, Krämergeist und all der Schmutz, der nun einmal wörtlich und figürlich an dem unaufhörlich rollenden Gelde haftet.

Ja, es ist ein schönes Vorrecht der Kinder und — Fürsten, kein Geld bei sich haben zu müssen. Unbesteuert durchs Leben zu gehen — macht doch vor gekrönten Häuptern und Tragelindern sogar der unerfättliche Fiskus seine Verbeugung, und wie der Steuerbote am königlichen Schloß vorbeigeht, so klappt auch der grimmigste Schaffner vor dem lebendigen Spitzenbündel auf dem Schoße der Mutter seine nickelhungrige Tasche zu.

Schade, daß auch dies Paradies ein Ende hat! Oder vielmehr nicht schade, wenn anders der Engel mit dem Flamenschwert der Menschheit den Weg aus unwissender Unschuld und harmlosem Genußleben zu erkennender Verantwortlichkeit und schaffender Arbeit gewiesen hat.

Die Vögel unter dem Himmel — sie säen nicht und ernten nicht, und unser himmlischer Vater nähret sie doch — sind wir denn nicht viel mehr denn sie? Von der kindlichen Unbekümmertheit und dem sorglosen blinden Vertrauen auf nimmer versiegende Güte muß das Kind sich durchfinden zum Ernst der Erwerbsarbeit mit ihrem: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, und von dort wieder zurückgelangen zu dem Gipfel des Menschenglücks, wo die schaffende Arbeit selbst, ohne Rücksicht auf ihren Ertrag, die Quelle höchsten Genußes geworden ist, wo sie sich wieder wandelt zum Spiel, weil menschliche Geisteskraft Herr wurde über die Natur.

Und so ist der Erziehung auch auf diesem Gebiet ihr Gang vorgezeichnet. Wir dürfen unsere Kinder nicht aufwachsen lassen als Bürger einer Welt, in der „Geld keine

Rolle spielt“ (gerade dort, wo es scheinbar keine Rolle spielt, vielmehr hinter der Szene die Regie der ganzen Vorstellung führt, am allerwenigsten!), sondern es ist höchste Elternpflicht, dem Kinde in dem Umgang mit dem gefährlichsten Feinde und Freunde des Kulturmenschen dank ihrer gereiften Erfahrung beizustehen und ihm zum richtigen Verhältnis und Abstand zu und von Gott Mammon zu helfen.

Beim Spiel — einem rechten Kinde ist nichts so ernst wie sein Spiel — fängt die Erziehung an, jene Erziehung, bei der weder der Erziehende die Anstrengung des Ziehens, noch der Zögling die Unlust des Gezogenwerdens merkt. Feinlichste Ehrlichkeit sei dabei Grundbedingung. Sie findet bei fast allen Kindern die größte Gegenliebe. Das Kind ist ein Fanatiker der Gerechtigkeit; es verzeiht Lieblosigkeit eher als Ungerechtigkeit. „Mein, das gilt nicht! Mit dir ist kein Spiel!“ schallt es dem unüberlegten Spaßmacher entgegen, der durch augenfälliges „Mogeln“ den Reiz des Gesellschaftsspiels erhöhen zu können wähnt. „Zeige mir, wie du mit deinen Spielmarken umgehst — und ich will dir sagen, ob ich dich später zum Bankier haben möchte.“ Eine sorgsame Mutter erkennt an der Art, wie Gewinn und Verlust verschieden von den einzelnen Kindern getragen werden, die Gefahren und Klippen, die es zu umsteuern gelten wird, wenn einst nicht mehr „am Phantom“ gearbeitet wird wie heute, wo es sich nur um Blech- oder Pappstücken handelt, das Symbol des Symbols Geld — Pfeffernüsse verwirren vermöge ihres inneren Wertes das Bild!

Wirkliches Geld gehört nie ins Spiel. Weder als Tauschmittel, noch gar — als Einzahlung. „Geld ist gerommene Arbeit!“ Das ist der Satz, mit dem das Stückchen Ehrfurcht vor dem Geld, das trotz allen Götzendienstes damit und seinen Ausschreitungen im Kinderherzen gewekt werden muß, zu begründen ist. „Die Hand davon! Es klebt Schweiß daran!“ mag als ethisch-ästhetische Mahnung dienen. Auch am äußerlich bligblanken Goldstück, das du geschenkt erhältst. Nicht die Genüsse, die damit zu kaufen sind, sondern die Mühen und Entbehrungen, die mit seinem Erwerb verbunden waren, sollen zuerst in den kindlichen Gesichtskreis treten. Davon, wie zuerst der Spiegel eingestellt wurde, in dem das Kind das Geld sah, hängt mehr ab als man glaubt. Hier liegt eine der Ursachen, warum der Sprößling armer Eltern in der Regel besser mit Geld wirtschaften lernt als der im Überfluß Aufgewachsene. Das Mädchen, das zuerst fragt: Was kann ich mir damit kaufen? wird schwerlich eine gute Hauswirtin, wohl aber, wer sich erkundigt: Ist das viel? Muß man dazu lange arbeiten?

Den konventionellen Münzwert, die Kaufkraft des Geldes, soll und wird das Kind zumeist schon vor dem schulpflichtigen Alter an der Hand der Mutter bei ihren Einkaufsgängen lernen. Es lernt aber noch mehr dabei, unwillkürlich und der Mutter selbst unbewußt. Nämlich das Wie des Geldausgebens. Die ängstliche Art, die um jeden Pfennig feilscht, ebenso wie das bequeme aus dem Vollen Wirtschaften, das sich schwer Fremden wie die lustige Unbekümmertheit. Dergleichen fährt ab. Also Vorsicht! Haben wir Eltern nicht den richtigen Mittelweg gefunden zwischen Überschätzung und Unterschätzung, wie dürfen wir vom Kinde Besseres erwarten!?

Hierhin gehört nun das Sparen, das neuerdings von seinem Ehrensitze als bürgerliche Haupttugend von gewisser Seite so unsanft herabgezerrt worden ist. Aber mag die „Spar-Agnes“ im wirtschaftlichen Leben beurteilt werden, wie man wolle, in der pädagogischen Welt wird sie nicht so leicht ihren Platz einbüßen. Schon um der vorzüglichen Schule der Selbstbeherrschung willen nicht. Sie heute einen Genuß versagen, um ihn übermorgen zu haben, ist zwar noch nicht die Blüte edelster Sittlichkeit, aber es hat Schulungswert. Gewöhnung gräbt langsam die Gleise, in denen sich später das sittliche Handeln mit dem geringsten Reibungswiderstand fortbewegt. Und wenn erst zwischen augenblickliche Begierde und ihre Erfüllung der Keil der Zeit geschoben worden ist, dann eröffnet sich auch die Möglichkeit, den durch das Sparen in

ferne Aussicht genommenen Genuß auf seinen eigentlichen Wert zu prüfen. Es wäre nicht das erstemal, daß für ein Vergnügen gesammelte Spargroschen im Laufe der Zeit und geistigen Entwicklung einem edleren Zwecke dienstbar gemacht wurden. Aber natürlich aus freier Entschliebung des Kindes selbst! Hier ist leicht auch die bestgemeinte Beeinflussung vom Übel, die, indem sie, etwa im Angesicht einer drückenden Not an die Sparbüchse der Kinder appelliert, unter Umständen zur Heuchelei, zu einem ungesunden Nachgeben gegen Gefühls-wallungen oder — noch schlimmer — gegen den Druck der herrschenden Meinung führen kann. Leider werfen immer mehr, an sich nach ihrem Wert hier nicht zu prüfende Ver-anstaltungen, begehrliche Blicke nach den kleinen Sparschätzen der Kinder — aber so wenig dagegen eingewendet werden kann, daß das Kind von sich aus solchen oder ähnlichen Zwecken sein Scherflein darbringe, so ernst ist doch vor solchem Klingel-beutelverfahren zu warnen, das allzuleicht in den bösen Schein einer Ausbeutung jugendlicher Unerfahrenheit und rasch auf-flackernder Begeisterung geraten kann.

Haben wir nun vorhin für die noch nicht schulpflichtige Kinderchar betont: Die Sparbüchse gehört in die Verwaltung der Mutter, so ändert sich das für das Schulkind. Abgesehen davon, daß es nicht immer nur noch reine Schenkungen sind — Fremdkörper im Spielleben des Kindes — die ihm zu einem kleinen Geldbesitz verhelfen, sondern vielleicht erster süßer Verdienst für kleine Dienstleistungen (auch in wohl-habenden Familien keineswegs zu verwerfen!), Ersparnisse aus freiwilligem Verzicht auf Genuß und dergl., so tritt jetzt die pädagogische Einführung in die eigene Vermögensverwaltung in den Vordergrund. Haushalten lernen sollen Knabe und Mädchen mit dem eigenen Gut. In der Kinderstube, an den Spielsachen, haben sie die Süßigkeit des Mein, die Ehrfurcht vor dem Dein, den gemeinsamen Nießbrauch des Unser, und hoffentlich auch die Freude des Schenkens kennengelernt; jetzt erweitert sich die Aufgabe zu dem Problem zweckdienlicher Verwaltung des Besitzes. Dazu gehören zunächst die Ver-mittel: Bücher, Hefte, Griffel, Federn usw. (gerade die unent-geltliche Lieferung dieser Dinge an alle Schüler — im Vorbe-gehen sei es gesagt — hat gewissermaßen durch den amtlich-offiziösen Charakter solchen gelieferten Gutes nach den Er-fahrungen in Schweizer Schulen den allerbesten erzieherischen Einfluß auf Ordnung und gute Behandlung der Lernmittel geübt) — doch es ist kein Grund, den Geldbesitz auszu-schließen. Und dazu bietet sich natürlich nur das Spargeld und das Taschengeld.

Wenn nun eben das Kind praktische Geldwirtschaft er-lernen soll, so ist es klar, daß wir den Lehrer und selbst Vater und Mutter ausschließen. Das vergißt der so wohl-gemeinte Vorschlag der Schulparlassen. Was kann das Kind dabei lernen, wenn es seine Groschen dem Lehrer als dem Bankier der Schulgenossenschaft abliefert? Eine unschöne und erzieherisch bedenkliche Enthüllung der wirtschaftlichen Ungleich-heiten, Progentum und Mißgunst, verquidelt mit Liebedienerei, Belastung des Lehrers mit viel Schreibwerk und Ärger, eine bedenkliche Verschiebung des Verhältnisses zwischen Haus und Schule, Schüler und Lehrer — das sind die Folgen. Nein, wo erzogen werden soll, da muß der heilige Bureauftratus mit seinen tapfigen Fingern draußen bleiben. Selbstverwaltung ist die Lösung auch für die Jugend schon.

Empfehl doch schon der alte brave Niemeyer, der seine „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ (Halle 1818) allerdings in einer Zeit niederschrieb, da überall die Selbst-verwaltung ihre ersten Segnungen entfaltete, als Mittel gegen Geiz, Engherzigkeit usw. die „Gewöhnung an die Freuden eines geselligen Genußes durch Anlegung eines kleinen Eigen-tums der Kinder zu freier Disposition darüber“. Man wird freilich auch hier noch unterscheiden müssen; was Niemeyer im Auge hat, ist weniger eine eigene Vermögensverwaltung des Kindes im steten Gleichlauf der Tage, als vielmehr ein Extra-schah für besondere Gelegenheiten, kurz das, was das Berliner

Kind „eine Maufe“ nennt. Weder zu ihrer Anlegung noch Ausschüttung im gegebenen Moment bedarf es einer beson-deren Anleitung; wohl aber zu einer ordnungsmäßigen Ver-waltung regelmäßig oder doch periodisch eingehender Gelder und entsprechender Buchführung.

Überwachung und Kontrolle sollen ausgeschlossen sein, und doch soll die Selbstverwaltung des Kindes in die Erziehungs-provinz fallen, also von den Erziehern im Auge behalten werden — es scheint die Quadratur des Kreises. Glücklicher-weise ist unser ganzes Leben an solchen Widersprüchen reich und besteht alle Lebenskunst in der richtigen Auffindung der Mittellinie zwischen den Extremen, wie bei Aristoteles die ethischen Tugenden sämtlich in der Mittellinie entgegengesetzter Laster liegen. Ist nicht unsere ganze Erziehung auf den gleichen Paradoxen aufgebaut, nämlich auf der Erzielung des „frei-willigen Gehorsams“ oder der „freien Selbstsucht“?

Wie die höchste Leitungskunst darin besteht — nur allzugut wissen es unsere lieben Frauen! — daß der Geleitete gar nicht die geheimen Fäden spürt, die ihn lenken, wie die beste Staatsregierung offenbar die ist, die ihre Ziele nicht durch Fremdgefetzgebung von oben auf die Köpfe von Untertanen, sondern durch Selbstverwaltung freier Bürger zu erreichen weiß, ganz ebenso heißt die Aufgabe der Eltern und Erzieher in der Taschengeldfrage: Regieren — als regierte man nicht; scheinbar nichts — und doch alles sehen; niemals befehlen — und doch in bestimmter Richtung handeln lassen, kurz, wenn ich einmal einen Ausdruck aus dem Zirkus, der Pferde-universität, entlehnen darf, den Bögling in Hoher Schule mit allen Gangarten vorführen und doch Zügel, Peitsche, Sporn und selbst sichtbaren Schenkeldruck beiseite lassen.

„Ja, das sind wunderschöne Theorien,“ meint da vielleicht manche Mutter, „aber wie fängt man das praktisch an?“ Ich glaube, Sie verstellen sich, meine verehrte Frau — von Müttern haben wir Erzieher ja alles gelernt; mütterliche Liebe im Bunde mit väterlicher Sorgfalt findet von selbst den richtigen Weg. Aber sei es drum; exemplifizieren wir:

Ein jedes Kind, das regelmäßig wiederkehrende kleine Aus-gaben hat, sei es nun der Groschen für die elektrische Bahn, für das Frühstück, für Hefte usw., ist reif für ein Taschengeld. Und sollten solche Ausgaben — wie z. B. auf dem Lande — sich nicht ohne weiteres bieten, dann tut man wohl, sie zu schaffen, indem man dem Kinde ein eigenes Nestort überträgt, etwa für Mädchen die Beschaffung und Erneuerung der ewig verloren gehenden Zopfbänder oder Handschuhe, für Knaben die der Schuhsohlen, Hosenträger oder Schuhsattel, der Murneln oder Bälle und dergleichen. Als Termin empfiehlt sich der Monat; die Woche ist zu kurz, das Semester zu lang. Das Fixum sei reichlich nach der Erfahrung bemessen, aber unerlässlich; Nachtragsforderungen werden mit eiserner Festigkeit abgelehnt. Extracinnahmen, sowie Ersparnisse wer-den auf das Fixum nicht angerechnet, sondern bleiben zu freier Verfügung.

Für die Buchführung — das Einnahme- und Ausgabe-heft werde einfach ebenso selbstverständlich wie notwendig für die geistige Aufbewahrung des Geldes hingestellt, wie das Portemonnaie für seine reale — erbiere man sich zu freundlicher Hilfe — niemals als Revisor und Kontrolleur. Das Kind wird gern, schon um der Neuheit des Gegenstandes und der Nachahmung der Erwachsenen willen, die Einrichtung eines Kassabuches begrüßen und — nach wenigen Wochen oder Monaten vernachlässigen, es müßte denn ein geborener künftiger Rechnungsrat sein. Die Mutter sieht nichts und sieht alles, bis zum nächsten Ersten. Da heißt es: „Oh weh! dein geistiges Portemonnaie hat ja ein Loch — viele Löcher! Da kann man nichts Neues hineintun! Komm rasch, wir wollen ver-suchen, aus dem Gedächtnis zu flicken.“ Das wird sich ohne Zweifel noch manchmal wiederholen — wir vergessen immer, daß gewisse Fehler dazu da sind, um gemacht zu werden, und daß ohne Verzeichnen noch niemand zeichnen gelernt hat! — aber wenn die Mutter daran festhält, Helferin, nicht Nichterin

zu sein, dann müßte es doch wunderbar zugehen, sollte nicht endlich liebevolle Geduld über Reichtum und Zerfahrenheit den Sieg davontragen.

Endlich klappt der Mechanismus; die genaue Buchführung ist liebe Gewohnheit geworden; jedes kommende Jahr verstärkt die innere Nötigung zur Ordnung: man schreibt an, wie man sich des Abends die Zähne putzt; ein ganz gelegentlicher Seitenblick der Eltern genügt. Regieren aber heißt vorhersehen. Es kann eine Zeit kommen, wo das Kassabuch nicht mehr sorglos umherliegt, sondern eingeschlossen wird, wo bedenkliche Lücken oder gar Verlegenheitsposten auftauchen könnten. Schon früher war es nicht immer ganz leicht, diesen oder jenen Ausgabenposten so nackt hineinzuschreiben: „für Bonbons, für Karussellfahrten, einmal Kuchen mit Schlagjahne“ usw. Kluge Eltern bauen also vor.

Möglichst früh schon wirft die Mutter einmal hin: „Weißt du, solche Posten sehen eigentlich nicht hübsch aus. Wir wollen dafür ein für allemal einen Sammelnamen schaffen; sagen wir ‚für Unnützes‘ oder: ‚verpulvert‘, ‚verquackelt‘ usw. Ich weiß ja, daß mein liebes Kind ihn nicht allzuoft brauchen wird.“ Damit ist ein Ventil geöffnet. Vor allem wird die Versuchung zu kleinlicher Lüge oder Unwahrheit gemindert; an die Stelle der Ehrenbeichte ist gewissermaßen die allgemeine Abolution getreten. Der immerhin etwas anstößige Titel wird ein normal empfindendes Kind vor der eigenen Beschämung bewahren, größere Biffen hinter das ominöse Wort schreiben zu müssen. Ein plötzlich auch oder gar andauerndes Anschwellen dieses Postens aber würde auch ohne direkte Kontrolle den Eltern ein Warnungssignal bedeuten, unmerklich die Vergnügungen der jungen Herrschaften etwas zu beobachten. — Nur verlange man nicht das Unmögliche von einem simplen Kassabüchlein, etwa daß seine

Existenz allein ein vergnügungs- oder puffsüchtiges Mädchen, einen Knaben mit verfrühten Studentengewohnheiten von Ausschreitungen zurückhalte! Wer duldet, daß sich seine Kinder an die verschiedensten Nervenreizungen, nicht nur Tabak und Alkohol, sondern auch „Kinderbälle“, Theater- und Konzertbesuche, Toilettenluxus usw., gewöhnen, für den ist diese Hausmittelpädagogik ungeschrieben. Der wird auch wohl tun, statt des altväterischen Taschengeldes seinen Sprößlingen einen monatlichen Wechsel auszuwerfen und die selbstverständlichen kleinen oder großen Schulden ohne Wimperzucken zu bezahlen. Eine der größten, meist unbewußt und aus Mangel an Überlegung begangenen Grausamkeiten an Kindern ist diese selbstverständliche, weil „standesgemäße“ Gewöhnung an ein scheinbares Schöpfen aus dem Vollen, an einen gewissen Luxus, eine „gehobene“ Lebenshaltung, die dann oft genug mit dem Tode des Ernährers in die trübselige Lage der entbehrungs- und erwerbsunfähigen Kinder aus gutem Hause umschlägt, die „einst bessere Tage gesehen haben“.

Das Geld ist und bleibt nun einmal einer der giftigsten Fäulniserreger, der die seelische Gesundheit des Einzelnen und der Gemeinschaft bedroht. Die reine Asepsis ist unmöglich — wir können unsere Kinder nicht in ein Robinson- oder Eremitenleben setzen; so bleibt eben nichts als die antiseptische Methode, d. h. energischer Kampf gegen alles, was da faul ist und faul macht am Gelde, und eine durch das eigene Beispiel gestützte Unterweisung in seinem rechten Gebrauch. Es gehört in die Lebensapotheke, als das wichtigste Mittel zur Erhaltung der Selbständigkeit, Freiheit und zu edlem Lebensgenuß — aber man vergeße auch nicht, der Jugend, die Neigung hat, sich von ihm knechten zu lassen, statt es zu beherrschen, den Totenkopf auf der Etikette aufzuzeichnen mit der Aufschrift: „Gift!“

Der Storch und sein Nest.

Eine eigenartige Umfrage wurde im vergangenen Sommer in Ostpreußen veranstaltet. Man versuchte mit Hilfe der Lehrer, Förster und Gutsbesitzer die Zahl der bewohnten und leerstehenden Storchnester zu ermitteln. Man hoffte, auf diese Weise einen Anhalt für die Frage zu gewinnen, ob die Zahl der Störche zu- oder abgenommen hat. Das Ergebnis liegt noch nicht vor, denn es ist nicht leicht, die ausgesandten Fragebogen ausgefüllt zurückzuerhalten, so daß immer aufs neue der Versuch wiederholt werden muß, Auskunft zu erhalten. Jedenfalls hat man es mit einem dankenswerten Unternehmen zu tun, das uns zum erstenmal eine ziemlich genaue Zahl liefern wird. Ganz wird sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, denn gerade unter den Störchen gibt es sehr viele Gagestolze, die nicht nisten, sondern zur Nacht einen Baum aufsuchen. Auf großen Bruch- und Wiesenflächen stehen manchmal Hunderte von alleinlebenden Störchen, die sich sehr anstrengen müssen, um ihren Unterhalt zu gewinnen. In solchen Gegenden ist nicht nur eine Abnahme, sondern ein völliges Verschwinden der Feldlerche festgestellt, der von den Störchen das Nest ausgeraubt wird. Das Gleiche geschieht dem Rebhuhn und überhaupt allen Erdbrütern. Auch kein Junghase wird in solchem Revier heranwachsen. Seitdem diese Tatsache festgestellt worden sind, wird dem Storch seitens der Grünröcke eifrig nachgestellt. Ja sogar die Bauern, die früher ein altes Rad auf dem Scheunendach anbrachten, um ein Storchpaar zum Nestbau zu veranlassen, mögen Herrn Aebbar nicht mehr leiden.

Mir sind mehrere Fälle bekannt, in denen alte Storchnester zerstört oder die Vögel durch Flintenschüsse vertrieben worden sind. Und bei dem im vorigen Jahre erlassenen neuen Wildschongesetz für Preußen wurde allen Ernstes seitens der großen Jagdherren der Versuch gemacht, den Storch für vogelfrei zu erklären, d. h. seine Vertilgung zu gestatten. Das ging entschieden zu weit, aber andererseits hätte die Erlaubnis erteilt werden können, die alleinlebenden Störche abzuschließen. Ebenso wünschenswert wäre es auch für manche Gegenden, die Überzahl der nistenden Störche zu beschränken. Es gibt manche Dörfer, in denen auf jedem Gebäude mehrere Storchnester zu finden sind. Das ist vom Ubel, denn bei einer

solchen Anhäufung sind die Störche darauf angewiesen, alles zu nehmen, was ihnen vor den Schnabel kommt. Herr Aebbar steht von alten Zeiten her in sehr guten Beziehungen zum Gemüt des deutschen Volkes. Wenn man davon absieht und nur die Frage prüft, ob er nützlich oder schädlich ist, dann fällt die Antwort völlig zu seinen Ungunsten aus. Die Frösche, die er fängt, sind als Insektenvertilger wertvoll, und die Kingelnatter ist als Mäusefänger geschätzt. Er nährt sich also, von allem anderen abgesehen, von Tieren, die dem Menschen nützlich sind. Der giftigen Kreuzotter tut er wenig Abbruch, da sie sich fast ausnahmslos im Walde aufhält, den der Aebbar nie aufsucht. Der Wert der ersten Umfrage über den Storch wird erst zur vollen Geltung kommen, wenn nach fünf oder zehn Jahren die zweite folgt. Die Zahl der leerstehenden Nester läßt bei einmaliger Zählung keinen Schluß auf die Abnahme der Vogelart zu. In meinem Heimatdorf gab es zwei Storchnester. Manchmal war keines, manchmal eins, manchmal waren alle beide bewohnt. Man mußte also entweder annehmen, daß sowohl die Alten wie die Jungen auf der Reise oder im Winterquartier umgekommen waren, oder sie hatten unterwegs neue Wohnstätten bezogen, die ihnen besser zusagten, und hatten die Heimat vergessen. Überhaupt sind Beobachtungen über Ab- oder Zunahme einzelner Vogelarten schwer zu machen. Sie werden jetzt ja systematisch gesammelt und in Fachblättern zusammengestellt, aber ihr Wert ist doch recht problematisch. Erst eine ganze Reihe übereinstimmender Angaben verdient Beachtung. So scheint es festzustehen, daß die Schwarzdroffel oder Amstel in den Wäldern abgenommen hat. Sie siedelt jetzt lieber in Parks und Hausgärten und findet dort so viel Schutz und Nahrung, daß sie in milden Wintern hier bleibt. Andere, von Fachblättern verzeichnete Beobachtungen bedürfen entschieden noch wiederholter Feststellung, denn die zurückkehrenden Vogelschwärme schlagen oft aus noch unbekanntem Ursachen andere Wege ein. Am sichersten sind stets die Beobachtungen der Jäger, z. B. über die Abnahme der Waldschneipe, denn da liegen nicht nur zahllose Wahrnehmungen, sondern auch die Zahlen der jährlich erlegten Vögel vor, deren Vergleich einen sicheren Schluß zuläßt.

J. S.



Maienzeit.

O, wie herrlich blüht du, Mai!
Willst du auch mein Leben kränzen,
Lass in Kraft es freudig glänzen,
Dass es frei und köstlich sei!

Kraft und Freude, welsch' ein Klang!
Träume, die zu Sternen greifen,
Die durch stille Gärten schweifen,
Werden Leben, werden Sang!

Kraft und Freude, welche Glut!
Wer will Kraft und Freude schrecken,
Stürme, die das Leben wecken,
In beglücktem Tatenmut?

Kraft und Freude gib mir, Mai!
Gib'ge Schönheit recht zu preisen,
Gib, dass eine meiner Weisen
Leuchtend wie dein Himmel sei!

Elsie Donne.

Drachtlose Überlandtelegraphie.

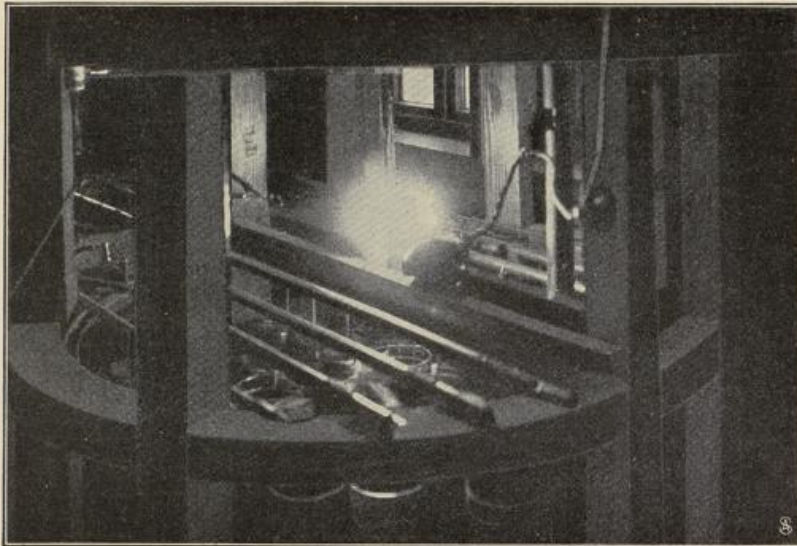
Von Dr. S. Saubermann.

Gegenwärtig ringen nur zwei Systeme der drahtlosen Telegraphie — richtiger, der Telegraphie mit unsichtbaren elektrischen Wellen — um die Palme des Erfolges: die englische Marconigesellschaft und die deutsche Aktiengesellschaft „Telefunken“, die aus der Verbindung von Siemens und Halske mit der Berliner Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft vor zwei Jahren entstanden ist. Diese Vereinigung kam zustande, nachdem die heftigen Patentstreitigkeiten zwischen den beiden Gesellschaften um die Priorität der Systeme Professor Braun und Professor Slaby-Arco mit einem vorläufigen Siege des ersteren geendet hatten und die Anbahnung der Vereinigung im Interesse der deutschen Technik durch eine sehr hochstehende Persönlichkeit des Deutschen Reiches angeregt worden war. Doch indes der englische Widersacher sein Heil in kontinuierlichen Aktienemissionen zur Herbeischaffung der Geldmittel für die mehr phantastische als praktisch bedeutsame Errichtung gigantischer Telegraphenstationen zur elektrischen Wellenverbindung der fünf Weltteile sucht und den unabwegbaren Ruhm Marconis unter einer Flut zumeist erkaufter und auf die Anlockung von Aktienkäufern berechneter Sensationsmeldungen begräbt, strebt die deutsche Gesellschaft bedächtig und geduldig nach dem leichteren erreichbaren Ziele einer Verständigung über kürzere Strecken durch Ausgestaltung der vereinigten Systeme auf rein wissenschaftlicher Basis. Und so hat denn erstere nach Vergeudung vieler Hunderttausende bisher nicht mehr erreicht, als daß wohl zwischen den Niesenstationen Poldhu-America und Cape Code-Cornwallis einige drahtlose Grüße ausgetauscht wurden. Andererseits aber sind die meisten, zuerst unter dem Drucke politischer Verhältnisse mit Marconiapparaten ausgestatteten Land- und Schiffsstationen zum deutschen System übergegangen, und die Regierungen Canadas und der Vereinigten Staaten haben sogar bereits zugesicherte Subventionen Marconis von fast einer halben Million Mark wieder zurückgezogen. Inzwischen hat jedoch „Telefunken“ die deutsche und

die amerikanische Marine ebenso wie zahlreiche Punkte der deutschen, dänischen und norwegischen Küste mit ihren Apparaten ausgerüstet und schließlich in Niederschöneweide bei Berlin auf dem Grundstück der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft-Kabelwerke eine Station für drahtlose Überlandtelegraphie in Betrieb gesetzt, die mit ihrer Schwesterstation in Dresden in Verkehr steht und seinerzeit dem König von Sachsen den ersten drahtlosen Gruß gesandt hat.

Unsere Bilder veranschaulichen die Berliner Anlage im ganzen und in ihren Einzelheiten. Zum vollen Verständnis ihres Zweckes und ihrer Wirkung dürfte es aber vielleicht angemessen sein, die Erklärung des Wesens der Wellentelegraphie unseren Lesern, von denen wohl so mancher von den durcheinanderschwirrenden Aufzählungen der zahllosen Entdeckungen und Erfindungen der letzten Jahre den Kopf ein bißchen voll haben dürfte, neuerdings in Erinnerung zu bringen.

Man denke sich einmal die Erdoberfläche ohne Sonne, Mond und Sterne, also ohne Licht, und man denke sich die Menschen selbst ohne Empfindung für die herrlichste Naturkraft, also ohne Augen. Geseht nun den Fall, es würde irgendwo eine Kerze angezündet und umweit davon befände sich ein Selenplättchen im geschlossenen Stromkreise eines Telephonhörers. Da wäre nun in diesem, da das Selen bei Licht besser stromleitet, das Aufleuchten gewissermaßen als Geräusch abzuhorchen — das Licht wäre hörbar. Und man könnte demnach durch abwechselndes vor die Kerze halten einer Metallplatte Morsezeichen geben, kurz: telegraphieren. Oder man denke sich die Welt lichtvoll, doch ohne Wärme, und statt der Selenzelle und des Telephons ein Thermolement mit einem Galvanometer. Dann müßte natürlich die Wirkung der unsichtbaren Wärmestrahlen, die im Thermolement elektrischen Strom auslösen, als Ausschlag der Galvanometernadel zu sehen sein. Mit den unsichtbaren ultravioletten Strahlen gäbe es ein ähnliches Kunststück, soweit eben die verschiedenen



Durch eine ankommende elektrische Welle absichtlich ausgelöster Lichteffect.

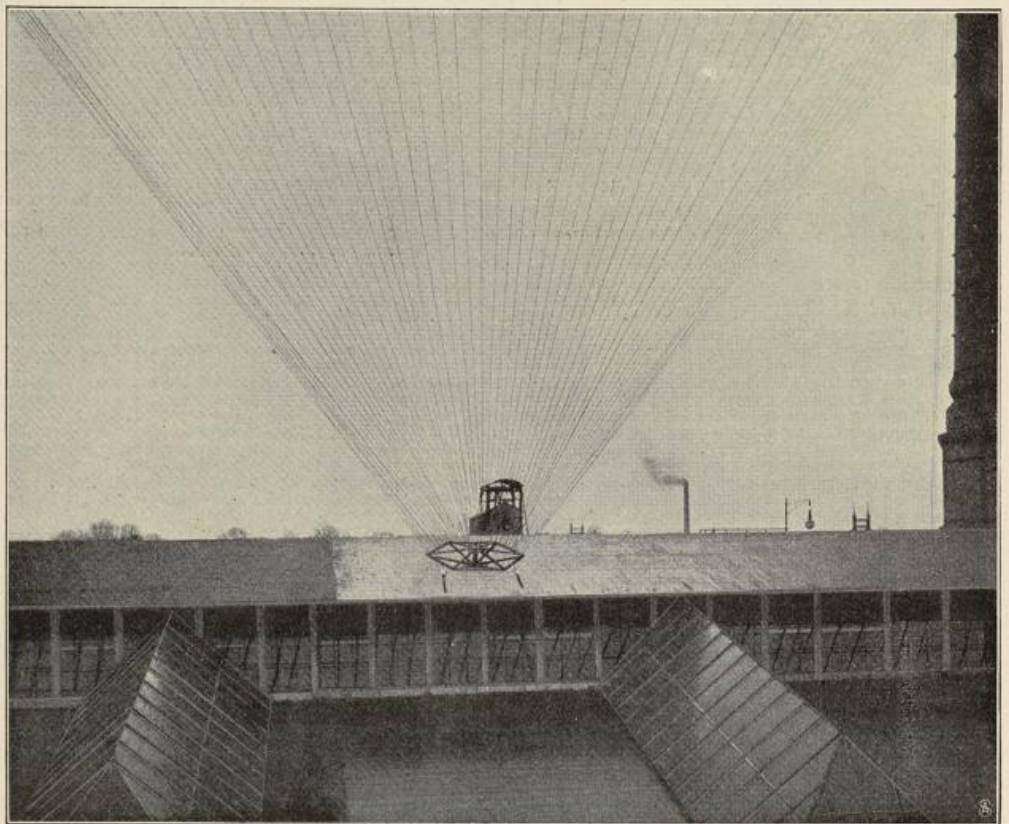
Strahlengattungen reichen, die sich im leeren Weltall unendlich weit geradlinig fortpflanzen, aber auf Erden durch eventuell vorlagernde Höhen oder durch die Krümmung unseres kugeligen Planeten aufgehalten werden. Ungefähr so verhält es sich mit den sogenannten elektrischen Wellen, die nichts anderes als die Licht-, Wärme- und Ultravioletstrahlen, nämlich periodische Schwingungen des das All erfüllenden Weltäthers sind und sich von jenen winzig kurzen nur durch ihre nach Zentimetern und Metern zählende Wellenlänge unterscheiden.

Sie entstehen, wenn ein elektrischer Funke von einem Körper zum anderen überspringt, und werden zwar nicht von Selen oder Thermo-element, wohl aber von anderen Apparaten registriert, deren gebräuchlichste den differenzierten elektrischen Widerstand eines Gemenges von Eisen- und Nickelspänen beim Auftreffen elektrischer Wellen benutzen. Solch ein mit dem „Fritter“ ausgestatteter Apparat heißt Empfänger, der einen prasselnden Funkenstrom erzeugende, von Tesla herrührende, ist die Gebestation. Theoretisch pflanzen sich natürlich auch die langen elektromagnetischen Schwingungen nur geradlinig fort — doch das kommt erst später.

Es hat sich aber folgendes gezeigt. Nicht nur im Äther zwischen den Luft-

atomen, auch im Äther zwischen den Atomen, welche die Kupferleitung bis zu der Funkenstrecke bilden, werden elektrische Wellen erregt. Man braucht demnach nicht die Funken selbst als Geber wirken zu lassen, sondern kann einen der Drähte an einem Mast hochaufragen lassen, um ein größeres Stück Erdkugelsegment zu überwellen, wie man z. B. Licht auf einem Leuchtturm anbringt. Ebenso geht es bei der Empfangstation zu: die elektrischen Schwingungen können durch einen Draht aufgefangen und zum Fritter geleitet werden, wodurch man eine noch größere Entfernung überbrückt. So zeigt das nebenstehende Bild, wie eine solche ankommende unsichtbare Welle bei einer bestimmten Anordnung eine elektrische Lichterscheinung auslöst. Die Ätherwelle vermag jedoch noch mehr. Wir kennen aus der Physik die Erscheinung, daß ein Draht dicht neben einer elektrischen Leitung auch einen elektrischen Strom

führt: er wird induziert. Und wählt man für diesen Induktionsstrom einen Draht von bestimmter Dicke und Länge, so kann man je nach den gewählten Verhältnissen einen Strom von anderer Spannung erhalten. Ganz analog verhalten sich die elektrischen Wellen der Funkenstrecke. Man benutzt daher nun nach einem Vorschlage Brauns nur noch die induzierten Wellen zum Telegraphieren, weil man hofft, auf eine der Erörterung hier unzugängliche Weise durch entsprechend bemessene Drähte „abzustimmen“, d. h. den Schwingungen eine bestimmte Wellenlänge zu geben und so nur den für die eine Wellenlänge eingerichteten Empfänger zu erregen. Der Vergleich



Fortleitung der Drähte für die elektrischen Wellen.

stammt zu Unrecht aus der Akustik. Tatsächlich ist aber die Abstimmung noch nicht völlig gelungen. Die Apparate aller Systeme reagieren aufeinander. Und als im Juni 1903 ein bei der Marconigesellschaft angestellter Professor einer Versammlung in London, Albemarle Street, zeigen wollte, daß die Apparate schon so gebaut seien, daß nichts als die erst bemessene Ätherwelle der fernen Station am Cape Code sie beeinflussen könne, leisteten sich Dr. Sanders und Mr. Maskelyne den Hauptspatz, von ihrer kleinen Experimentierstation Piccadilly Hall dazwischen zu telegraphieren, so daß der Marconiapparat zum Gaudium der Festgäste Gedichte aus dem „Buch“ in Morsecod aufzeichnete. Dieser Mangel einer Abstimmung ist sehr schlimm, denn zurzeit heißt ein drahtloses Telegramm ebensoviel, wie sein Geheimnis auf offenem Markte auszubreiten; da die Wellen nach allen Seiten — so wie Lichtstrahlen — gleichmäßig ins Weite schwingen, kann eben jeder die Depesche in seinem Empfänger — nota bene wenn er einen hat — ablesen.

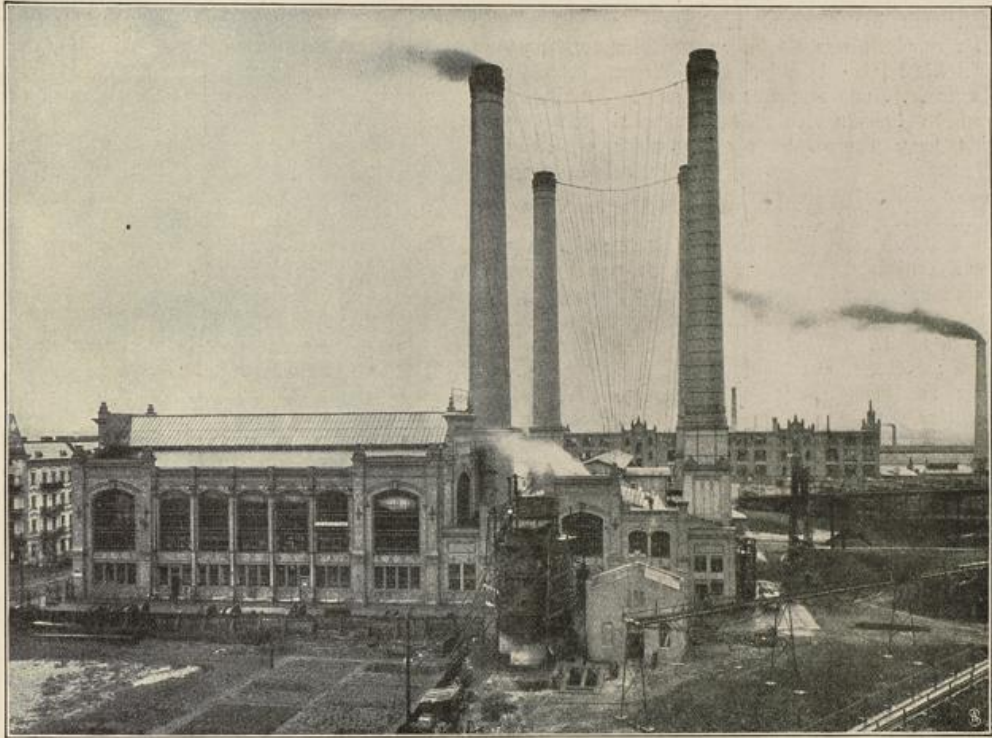
Und noch etwas können die elektrischen Wellen, worauf wir schon hindeuteten: sie schwingen unter Umständen auch in einer gebogenen Linie, indem sie sich der Erdkrümmung anpassen. Anderenfalls könnte man doch nicht über große Strecken telephonieren, da die Erde, selbst Flachland und Ozean, riesenhohle Berge zwischen den Stationen bildet, die von den Wellen bestimmt nicht durchdrungen werden. Sogar Gebirgsfetten werden schon

auf verhältnismäßig kurze Entfernung übersprungen. Die einen sagen, die Erdatmosphäre bilde bestimmte Schichten, denen die Wellen sich anschmiegen; die anderen, Erdmagnetismus oder Elektrizität beeinflusst die Geradlinigkeit; doch die Wahrheit dürfte darin liegen, daß die Luftschichten Media sind, die die Wellen brechen, wie denn auch ein Lichtstrahl im Wasser gebrochen wird. Ein besseres Gleichnis: Man kann Licht durch eine stark gebogene, lange Röhre nicht sehen, wohl aber, wenn sie mit Paraffin gefüllt ist, das auf Lichtwellen anscheinend ebenso wirkt wie Luft auf die elektrischen Wellen.

Unter Ausnutzung all dieser und noch hundert anderer Erfahrungen ist die Anlage in Niederschöneweide aufgebaut. Dort sind die Batterien, die mit Hilfe von Leydener Flaschen dem elektrischen Strom die nötige Spannung von Hunderttausenden Volt und der Funkenstrecke die erforderlichen Wechsel — auch nach Millionen zählend — beibringen, aufgestellt. Ein nach außen führender Gebedraht setzt sich nach seinem Austritt aus der Station nicht mehr einheitlich fort, sondern führt die Ätherwellen seines schwarzen Inneren in viele andere Kupfer-

drähte über. Diese werden, ein stetig sich verbreiterndes Bündel formend, zum benachbarten Dache geführt, wo sie — siehe das zweite Bild — isoliert an einem Metallsechseck befestigt erscheinen und von diesem aus erst den Aufstieg in die Lüfte versuchen. Das untenstehende Bild zeigt endlich ihre Aufhängung hoch oben an der Spitze von vier mächtigen Schloten, die zu ihrer alten Beschäftigung als Kamine eine neue als Drahtmasten dazubekommen haben. Speziell die Verwendung so vieler Gebedrähte, die alle ein und dieselbe Äthererschwingung in den Raum senden, gewährleistet eine große Steigerung des Effektes; es ist, als wenn statt einer Lampe deren hundert im Leuchtturm erstrahlen würden.

Schon hat die neue Station — angesichts der vielen Drähte hält es schwer, von einer „drahtlosen“ Telegraphie zu sprechen — bei den Telegrammen mit Dresden gute Proben



Kabelwerke in Niederschöneweide bei Berlin
nebst darauf errichteter Station für drahtlose Überlandtelegraphie, System „Telefunken“.

ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt. Bewähren sich die neuesten Produkte — Berlin und Dresden — der vereinigten Systeme weiter, dann dürfte die Unternehmung durch nichts abgehalten werden, durch den Bau radial abgehender Nachbarstationen große Teile Deutschlands in drahtlose Nachrichtenverbindung zu bringen. Ungeheure Mengen an Kupferleitung ließen gespart, und darum muß bei zunehmendem Gebrauch das drahtlose Telegramm billiger als das bisherige werden, namentlich, wenn die brennende Frage der Abstimmung der elektrischen Wellen einwandfrei gelöst sein wird, ein Erfolg, der die eventuelle gegenseitige Beeinflussung der Stationen aufhebt und auch die notwendige Geheimhaltung der Depeschen verbürgt. Und wenn auch sobald nicht Australien mit dem Kaplande und dieses mit Canada funktelegraphieren wird, wie es die Marconiprospekte verkünden: das drahtlose Depeschieren über 200 bis 300 Kilometer ist bereits eine Tatsache, die durch nichts besser illustriert wird als durch die auf den deutschen transozeanischen Postdampfern erscheinende Tageszeitung mit ihrer ständigen Rubrik: Drahtlose Telegramme.

Der blasse Albert.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

An einem nebeligen Wintermorgen sprang gerade unter dem Stadtbahnbogen des Bahnhofs Friedrichstraße in Berlin ein junger Mensch vom Omnibus herunter, wobei er ausglitt und hinfiel.

Er erhob sich so schnell wie möglich dicht vor einem Droschkenpferd, das der Kutscher nur mit Mühe parierte, und sprang aufs Trottoir. Dann ging er brummend in die stillere Georgenstraße hinüber, wo er sich den Schmutz von seinem langen, grünen Paletot klopfte.

„. . . Viel zu auffällig war die Pelle¹⁾! Aber was will man machen, in Plößensee²⁾ ist die Auswahl nicht groß. . .“

Der junge Mensch griff in die rechte Seitentasche und zählte mit den Fingerpißchen, deren Feingefühl bei ihm weit mehr entwickelt war als bei anderen Menschen, sein Geld. . . Drei Mark sechsundachtzig. Er fühlte ganz deutlich das fettige Kupfer. . . und es wurde nicht mehr! In einem Jahr kann man da draußen eben nicht viel sparen! Na, das sollte nur nicht lange dauern, heute abend mußte er schon 'n feinen Winterpaletot haben oder womöglich 'n Pelz und natürlich auch 'n tippoppen Zylinder! Aber vorläufig erst mal was essen, drüben in der Stehbierehalle.

Während er einige Brötchen verzehrte und sein Glas Bier trank, fiel ihm ein schwarzer Hohenzollernmantel auf mit Biebertragen und ganz neu, wie es schien. . . wahrscheinlich gehörte er dem, der da hinten am Telephon stand und keinen Anschluß kriegen konnte.

Er brauchte bloß tauschen, das ging eins, zwei, drei! . . Aber nee, Lumpen³⁾ soll man bezahlen, dabei geht man am leichtesten waschütt⁴⁾. . . Ob denn 'ne Padde⁵⁾ drin war?

Er zog seinen Überzieher aus, und indem er den anhing und den schwarzen Mantel mit seinem Leibe deckte, visitierte er dessen Taschen. . . ne offenbare Pleite!

Dann ging er hinaus in die Toilette und sah dort einen alten Herrn, der sich die Hände wusch. Der Alte sah nicht gerade übermäßig wohlhabend aus, aber den Taschendieb kielte es förmlich, nach so langer Zeit zum ersten Male wieder seine Geschicklichkeit zu erproben.

„Sie haben sich da weiß gemacht,“ sagte er, „gestatten Sie?“

Und er klopfte vorsichtig, aber ausdauernd mit der Linken auf dem ganz sauberen Gehrock herum. Seine rechte Hand besüßte inzwischen die beiden Schoßtaschen, die leer waren, und glitt sanft über die hintere Hosentasche, in der viele Herren ihre Börse tragen. . . ein paar Schlüssel und ein harter Gegenstand, der ein Messer zu sein schien, weiter nichts.

„Danke bestens, danke!“

Der alte Herr verließ den Raum, und der Taschendieb folgte ihm auf dem Fuße. Im Lokal zog er rasch seinen grünen Frühjahrspaletot wieder an und wollte eben hinausgehen, da hörte er, vorn am Ausschank vorübergehend, vor dem eine ganze Anzahl von Herren stehend ihr Bier tranken, wie jemand leise sagte: „Ah, der blasse Albert!“

Er drehte sich um und sah einen ihm aus dem Gefängnis bekannten Jocker⁶⁾, der ihm jetzt lächelnd zunickte.

Aber der Paddendrucker⁷⁾ erwiderte den Gruß nur mit einem Senken seiner schweren, bläulichen Augendeckel, als wollte er sagen: Störe mich nicht, ich bin auf der Fahrt⁸⁾! Und der andere verstand ihn.

Draußen schien jetzt die matte Wintersonne hernieder und erweichte die dünne Eiskruste, daß es anfing, auf den Straßen naß und schmutzig zu werden.

Der blasse Albert — sein Gesicht mit den schwachblauen Augen, der schmalen, durchsichtigen Nase und der besonders über die Wangen straffgespannten, weißgelblichen Haut recht-

fertigte diesen Schemen⁹⁾ — der blasse Albert schlenberte wieder die Friedrichstraße entlang, blieb hier und da vor einer Auslage stehen, ging dann wieder weiter und gab sich ganz das Ansehen eines harmlosen, jungen Menschen, dem es Spaß macht, seine überflüssige Zeit zu vertödeln.

Die Hände hatte er in die Paletottaschen versenkt, deren linke den Kneifer¹⁰⁾ und den Ring barg. An dem Ring hatte er gestern den ganzen Nachmittag gearbeitet: eine Art Siegelring, wie man sie für fünfzig Pfennig kauft. An den wird an der Seite, die in der Hand liegt, eine haarhart geschliffene Federmesserspitze fest angelötet. . . wozu? Na, wenn manchmal eine Paletot- oder Rocktasche von außen aufgemacht werden muß. . . Die Hand gleitet darüberhin — rik! Und dann kommt die Plattmole¹¹⁾ auf den Körperdruck des Gemachten¹²⁾ von ganz alleine! . .

Der Paddendrucker hielt wieder an vor einem Schaufenster. . . zu lächerlich, was er sich alles für Hirngespinnste im Rittchen¹³⁾ gemacht hatte, von ehrlich werden und so. . . arbeiten! . . Haha. . . aber natürlich, bei Rumpfutsch¹⁴⁾ und blauem Heinrich¹⁵⁾ und bei den ewigen Hausstrafen¹⁶⁾, da kommt man auf so'ne Albernheiten. . . arbeiten! . . Hat sich was zu arbeiten! . . Gewiß, arbeiten tat er ooch, aber uff seine Weise! . .

Er ging etwas weiter und stand vor einem eleganten Maßschneidergeschäft, dessen schicke Anzüge und moderne Stoffe sich in den Spiegeln des Schaufensters kokett verdoppelten.

Dröndlich wütend betrachtete er sein eigenes, ziemlich schädiges Abbild in dem grauülberigen Glase. . . und was für einen gemeinen Hut er aufhatte! . . Eksthaft!

Die Tür des Geschäftes ging auf, ein Herr trat heraus und blieb vor dem Schaufenster, dicht neben dem blassen Albert, stehen. Aus der Art, wie der Feingekleidete sich ver-gewissernd nach der Seite fasste, hatte der Taschendieb gesehen, daß jener sein Portemonnaie wahrscheinlich in die andere, ihm abgewandte Rocktasche hatte gleiten lassen.

Der blasse Albert wartete einen Augenblick, bis auf dem schmalen Trottoir mehrere Leute hinter ihnen vorbeigingen, dann trat er ruhig hinter dem die Auslage noch immer interessiert Betrachtenden herum auf dessen andere Seite. . Und während dieser zwei Schritte hatte seine Hand, spiß wie der Schnabel eines Storches, sich in die Paletottasche neben ihm gefenkt und das Portemonnaie eskamotiert, das dann, als wäre es plötzlich zum lebenden Wesen geworden, blißschnell in seine eigene Tasche schlüpfte.

Der Paddendrucker stand bewegungslos. Da traf sein wieder in die Spiegel hineintauchendes Auge ein Bild, das sein Herzblut erstarren machte. . drüben auf der anderen Straßenseite. . zwei Greifer¹⁷⁾, die er gut kannte, die knieiteten¹⁸⁾. . . sie wollten rüber, ein Lastwagen sperrte ihnen den Weg. .

Und nun Sekunden, in die sich alles zusammendrängte! Sollte er teilachen¹⁹⁾? Unsiun! Mit einem einzigen, leichten Satz sprang das Portemonnaie wieder aus seiner in die Tasche seines rechtmäßigen Besitzers zurück. . .

Einen Augenblick später hörte er eine kräftige Stimme etwas gedämpft hinter sich sagen: „Ach mein Herr, sehen Sie doch mal nach, ob Sie Ihr Geld noch bei sich haben!“

„Nee, Sie nich!“ meinte der andere von den beiden Kriminalbeamten, als der blasse Albert sich jetzt mit gut-gespieltem Erschrecken rasch undredhte, und blieb dicht an seiner Seite.

⁹⁾ Spitznamen. ¹⁰⁾ kleines, scherenartiges Instrument, mit dem die Uhr- und Börsenketten abgeküßt werden. ¹¹⁾ Brieftasche. ¹²⁾ der bestohlen ist. ¹³⁾ Gefängnis. ¹⁴⁾ Gemenge von gekochten Hülsenfrüchten. ¹⁵⁾ Reis in Wasser gekocht. ¹⁶⁾ Die von der Gefängnisverwaltung für kleinere Vergehen verhängten Strafen. ¹⁷⁾ Kriminalbeamte. ¹⁸⁾ scharf hersehen. ¹⁹⁾ auskneifen.

¹⁾ Sommerpaletot. ²⁾ Straßensaal bei Berlin. ³⁾ Kleider. ⁴⁾ verhaftet werden. ⁵⁾ Portemonnaie. ⁶⁾ Spieler. ⁷⁾ Taschendieb. ⁸⁾ Diebstahl.

Der Herr hatte sich eben entfernen wollen. Auch er griff auf die Anrede des Beamten, sichtlich überrascht, mit beiden Händen in seine Taschen. Aber die Spannung in seinem nicht sehr gezeichneten Gesicht ließ sofort nach, und, offenbar erleichtert, sagte er: „Mein Portemonnaie ist da!“

Dabei traf ein mißtrauischer Blick den blaffen Albert, der ihn voller Entrüstung erwiderte.

„Ist auch das Geld drin?“ fragte der Beamte.

Der Herr sah nach.

„Zawohl . . . mir fehlt nichts . . .“

„Na, ich danke bestens.“

Der Herr ging rasch weg, und mit einem harten, mißtrauischen Lächeln zurückblickend auf den blaffen Albert, entfernten sich auch die Beamten. Der Taschendieb blieb ruhig noch stehen, bis die Passanten, die aufmerksam geworden waren, ihren Weg fortsetzten. Dann ging er ebenfalls.

Als der blasse Albert seine Wohnung, die im Norden der Stadt lag, schon erreicht hatte, konnte er sich noch nicht erholen. Das hatte ihn zu sehr mitgenommen. Und die alte Frau, bei der er wohnte, sagte sofort:

„Na, Sehnchen, wer hat dir denn uff de Pantin' jetreten?“

Die Alte war jahrelang eine berühmte Fehlerin gewesen. Aber nachdem ihr „da hohe Herr Gerichtshof“ beim letzten Mal drei Jahre Zuchthaus aufgepackt hatte, war sie endgültig gebessert.

„Nee, nee,“ sagte sie immer, wenn einer ihrer alten Freunde wieder etwas brachte, „ick will meine ollen Dage in Ruhe jeniehen! So viel wie ick brauche, um mir mal in' Stift inzulooßen, hab' ick — det heeßt uff de Bank, hier in meine Wohnung, da kann eena lange suchen, da is nisch zu find'n! Un sonst vamiel' ick an bedürftige Kollejen, die trade in Bruch²⁰⁾ sind . . . ick hab 'n Herz vor meine Mitmenschen.“

Trotz dieses „Herzens“ ließ sie sich aber jeden Tag einen Taler für Kost und Logis bezahlen, und wer mehr als einen Tag im Müßstand blieb mit der Zahlung, der flog unweigerlich raus.

„Da haste also nebenbei jesaßt,“ sagte die alte Frau, die jeden mit „Du“ anredete, nachdem ihr der blasse Albert rückhaltlos alles erzählt hatte.

„Ja, nu wissen Se, Mutta Pfeifern, ick kann Jhn' ja nich sagen, wie mir war. Dis war plötzlich, wie wenn ick Eis in de Adern hatte . . . un dabei war ick ganz ruhig, ick sah' mir fernlich selba, wie ick die Padda wieder retour schob . . . Aber denn, wie ick wech wa, da hat's mir in alle Adern jeriegelt, wie in so 'ne Wassaleitung . . . un mein Herz schlägt jetzt noch, fühlen Se bloß mal, Mutta Pfeifern.“

Die alte Frau legte ihm die Hand auf die Brust und sagte: „Ja, ja, du seht ooch blaß aus, Sehnchen, un et kommt ma vor, als wennste auch bedeitend magerer geworden werst, seit wa uns nich jesehn ham . . . so jeltb seht aus.“

Der blasse Albert nickte.

„Det hat der Docta in de Pleße²¹⁾ ooch jesaßt. Er meente, wenn ick noch mal wiederkäme, denn sollte ick man lieber vorher schon mein Testament machen . . . un et is ja ooch keen Wunda. Denken Se denn, Mutta Pfeifern, ick habe dadrin wat essen kenn'? Un ewig erkältet! Jekh, wo ick draußen bin, da is ma wieder ganz wohl.“

Die alte Frau lachte. „Ja, aber wie lange?“

„Na, so leichte kriegen se ma nich wieda!“

„Ach, jeh doch ab! . . . Det sagt vorher jeda! . . . Bis eenes schenen Dages de Faulen²²⁾ da sind un holen 'n ab! Jlob ma man, bei det ganze Jeschäft kommt nisch raus. Jek habe noch keenen jesehn, der dabei reich jewor'n is . . . un im übrigen, du weest doch, Sehnchen, jestan haste ma schon bloß suffjehn Silbajroschen jeehm, wenn de bis morjen früh nich allens beduftet hast, denn mußte raus.“

Der blasse Albert ging in seine Kammer und setzte sich auf die schmale Eisenbettstelle. Er hatte immer noch diesen Angstgeschmack in der Kehle, als wenn er die Nacht hindurch geschwiegelt hätte.

Der Himmel hatte sich wieder bezogen. Es sah aus, als ob es schneien wollte. In der Kammer war's kalt. Den blaffen Albert schauderte es. Dann machte er gewohnheitsmäßig seine Übungen, wie er sie von seinem ersten Komplizen und Lehrmeister, einem russischen Juden namens Laberstein, vor Jahren gelernt hatte.

Den linken Arm halb ausstrecken . . . die Hand flach und die Finger leicht gespreizt, so nu 'n Kantel rüberlegen — da darf sich nichts dran rühren! Die sogenannte Brücke . . . aber der Kantel schwanke, er wäre beinahe runtergefallen. Und das kam von der Angst. . . 'n Dieb darf keine Angst haben und der Paddendrucker am allerwenigsten!

Besürzt ging er wieder in die Stube zu der Alten, um noch einen Versuch zu machen. Ein gleichgültiges Gespräch mit ihr anknüpfend, erlauerte er den Moment, wo er ihr den Haarkamm, der das spärliche graue Haar über dem runden, faltigen und ränkfüchtigen Gesicht zusammenhielt, zoddeln²³⁾ könnte. Diesen Spaß hatte er sich früher oft gemacht und immer hellauf gelacht, wenn die Alte erst lange, nachdem der Kamm fort war, sagte: „Mir trudelt die Wolle runter, Sehnchen, hast ma woll wieder den Kamm jeklaut, wat?“

Heute sagte sie in demselben Moment, wo er jugtiff, unwirsch: „Laß doch det! Nachher sind wieder Haare mang die Suppe!“

Und er ließ es und ging wortlos hinaus.

Wo sollte er bloß Draht²⁴⁾ hernehmen? Denn vorläufig war doch nich dran zu denken, daß er wieder auf die Fahrt ging . . . er wollte doch nicht mit Gewalt „alle mer'n“.²⁵⁾

Bedrückt und von der Angst jener Leute befallen, die durch einen Unglücksfall plötzlich ihrer gesunden Glieder beraubt sind, die sie zu ihrer Arbeit gebrauchen, stieg der Taschendieb die vier engen Steintreppen der Mietkaserne hinunter und trat fröstelnd auf die Straße . . . wie hatte er sich das ganze Jahr lang nach der Freiheit geseht! Nun wußte er nichts damit anzufangen. Etwas wie Heimweh beschlich ihn nach dem großen, roten Gebäudekomplex, dessen hohe Mauern und kleine, vergitterte Fenster der ganzen Gegend den Charakter des Ernstes und der Strenge verleißen. Und doch wollte er nicht zurück, um keinen Preis der Welt. Eine Ahnung sagte ihm, daß hinter den mächtigen Toren des Gefängnisses der Tod auf ihn warte. . . .

Vielleicht versuchte er's mal wieder, das Handwerk zu stoßen,²⁶⁾ hatte ja früher auf der Walze²⁷⁾ manchen schönen Groschen mit Talphen²⁸⁾ zusammengebracht.

In den ersten Barbierladen ging er hinein. „Ein fremder Barbiergefelle . . .“

Der Meister, der allein im Laden war und jemand bediente, während mehrere Kunden warteten, gab ihm zehn Pfennig und meinte: „Hätten Se nich Lust anzufangen, ick brauche gerade 'n Jehilsen!“

Der blasse Albert besann sich einen Augenblick. Abergläubisch, wie die meisten seines Metiers, hielt er diese Anforderung für einen Wink des Schicksals . . . warum sollte er denn nich wieder mal arbeiten?! Er könnte ja jeden Tag wieder aufhören! So zog er seinen Paletot aus, wusch sich die Hände und fing an zu rasieren.

Da er mal eine gute Lehre gehabt hatte, verstand er sein Fach und war an Sauberkeit gewöhnt. Deshalb gefiel es ihm auch nicht in diesem Vorladtgeschäft. Wenn du schon arbeitest, sagte er sich, dann wenigstens da, wo du hingehörst!

So blieb er bis zum übernächsten Sonnabend, nahm dann Geld und Schein von dem Prinzipal, der ihn gern behalten hätte, und ging am Montag darauf in den Arbeitsnachweis der Zimung nach der Alten Jakobstraße.

²⁰⁾ Not, Bedrängnis. ²¹⁾ Flößenfer Zuchthaus. ²²⁾ Kriminalbeamte.

²³⁾ wegnehmen. ²⁴⁾ Geld. ²⁵⁾ verhaftet werden. ²⁶⁾ bei den Handwerksmeistern ansprechen oder betteln. ²⁷⁾ Wanderschaft. ²⁸⁾ Betteln.

Angenehm war es ihm, daß er in der Gehilfenstube, wo die jungen Leute auf Engagement warten, keinen Bekannten traf, mit dem er sich in lange Gespräche über das „Woher und Wohin?“ hätte einlassen müssen.

Schon nach wenigen Minuten kam der Wirt und fragte, ob jemand da sei, der auch Damen frisieren und perfekt Haar machen könnte.

Albert trat vor.

„Die Stelle is beim Meister Ladewig,“ sagte der Wirt, „in der Taubenstraße . . . gutes, altes Geschäft . . . auch viel Trinkgelder . . . was verlangen Sie Lohn?“

Albert Hohstadt zuckte die Achseln.

„Na, zwölf Mark . . . un alles frei?“

„Meinetwegen.“

„Na dann komm' Se, bitte, mit rüber!“

Der Prinzipal war ein kleiner, wohlbeleibter, alter Mann mit ganz weißem, dichtem Haar und dickem, weißem Schnurrbart, der über einem aufgeworfenen Munde hing. Er hatte schwarze, feurige Augen und lebhaft, lustige Bewegungen.

„Wo wa'n Se'n früher?“ fragte er.

„Zulezt in de Akerstraße bei Weiß . . . in de Zimung hab' ic' schon über'n Jahr nich mehr gearbeitet.“ . . .

„. . . Un wo ham Se jelernt?“

„Bei Salbach an' Köllnischen Fischmarkt.“

„So . . . na, denn is jut, denn vafstehn Se ooch was! . . . Denn kenn' Se bei mir anfangen! . . . Heute noch, wenn Se wollen.“

„Ick komme morjen früh, wenn's recht is?“

„Scheen, also morjen früh!“

Der blasse Albert bekam Handgeld und ging.

Als er nach Hause kam zu der Wirtin und ihr sagte: „Na, Mutter Pfeifern, ick trete wieda in Arbeit, morjen früh jeht's los!“, da meinte die Alte: „Zott ja, Sehnchen! . . . So als Halbinvalide, da bringste ja doch nischts zussamm! . . . Arbeiten is inma leichta wie Stehlen . . . wat ick sagen wollte, denn ziehste well heite noch, wat?“

„Nö . . . morjen frieh.“

„Ja, det heeßt, de Sachen, die lästet hier, bis de ma den Paster²⁹⁾ jejem haßt!“

Schweigend zog Albert seine Börse und zahlte, was sie verlangte. Nun wurde sie gleich viel freundlicher, setzte Wasser auf, holte „Schnecken“, und die beiden tranken einen gemütlichen Abschiedskaffee. (Fortsetzung folgt.)

²⁹⁾ Geld.

BLÄTTER UND BLÜTEN

Minister Hermann von Budde. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 28. April ist Staatsminister der öffentlichen Arbeiten von Budde, Chef des preussischen Eisenbahnministeriums und der Reichseisenbahnen, nach langem, schwerem Leiden gestorben. Es ist ihm nicht beizulegen gewesen, den verantwortungsvollen Posten, auf den er berufen worden war, lange zu bekleiden — nicht ganz vier Jahre, vom 23. Juni 1902, dem Rücktritt des Ministers von Thielen ab, bis zu seinem jetzt erfolgten Tode hatte er ihn inne. Trotzdem durfte er auf große Erfolge zurücksehen — er hat sich nicht umsonst mit Leib und Seele der Arbeit hingeegeben. Diese Erfolge sind um so höher anzuschlagen, als v. Budde eigentlich nicht zum Eisenbahndienst bestimmt und nicht für ihn erzogen war. Er verlebte seine Jugend im Kadettenkorps, wurde Offizier und



Minister Hermann von Budde †.

nahm als solcher 1870 am Kriege gegen Frankreich teil. Im Jahre 1900 trat er auf sein Gesuch als Generalmajor aus dem Militärdienst aus. Er hat an der Erweiterung des Eisenbahnnetzes und an der Ausgestaltung der Betriebsrichtungen rastlos gearbeitet, hat mit offenem Blick die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens erkannt und ihnen Rechnung getragen, war unermüdet tätig für die Wohlfahrt seiner Beamten und hat über die Grenzen seiner Verwaltung hinaus die Interessen des deutschen Eisenbahnwesens hochherzig gefördert. Sein früherer Heimgang — v. Budde wurde am 15. November 1851 zu Bensberg geboren, ist mithin nur 54 Jahre alt geworden — bedeutet für den Gesamtverkehr des Reiches einen schweren Verlust. Sein Andenken wird allezeit in Ehren bleiben.

Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst. (Zu dem rechts obenstehenden Bildnis.) Der Widerstand des einflussreichen Polenklubs hat den österreichischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Gautschi gezwungen, seine Entlassung einzureichen, und die Berufung des Prinzen von Hohenlohe durch Kaiser Franz Joseph zur Folge gehabt. Wenn irgend einer, so scheint Prinz Hohenlohe be-

fähigt, das verantwortungsvolle Amt zu verwalten, denn er hat als Statthalter in Triest und im Küstenland einen schwierigen Posten innegehabt und ihn mit Umsicht und großer Geschäftlichkeit bekleidet. Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst ist als Sohn des einstigen Oberhof-

meisters des österreichischen Kaisers im Jahre 1863 in Wien geboren, besuchte das Gymnasium bei den Schotten und später die Wiener Universität. Am 1. Januar 1885 trat er als Konzeptspraktikant bei der Landesregierung in Salzburg ein. Im Jahre 1894 kam er als Leiter der Bezirkshauptmannschaft nach Teplitz in Böhmen und wurde dort, während der schwierigen Streifperiode, in der er zwischen Arbeitern und Arbeitgeberern vermittelte, Bezirkshauptmann. Seit dem Jahre 1900 Leiter des Landesdepartements für Steiermark und Tirol, und 1903 als Landespräsident der Bukowina, hat er vielfach Beweise einer glänzenden Begabung und strengen Unparteilichkeit gegeben.



Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Der Taurische Palast in St. Petersburg. (Zu der nebenstehenden Abbildung). Die Steine „reden“ im sogenannten „Taurischen Palast“, in den am 10. Mai d. J. die russische Volksvertretung



Der Taurische Palast in St. Petersburg, der Sitz der russischen Reichsduma.

„Duma“ einzieht; sie reden von einer Zeit unerhörten Glanzes, von Frauengunst und Kaisergnade und von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Für Potemkin, den Eroberer der Krim, ließ Katharina II. am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts den prächtigen Palast erbauen, und als der allmächtige Günstling, für den das Geld nur „Chimäre“ war, in Verlegenheiten geriet, kaufte sie ihm den stolzen Bau für 400000 Rubel ab, um ihn im Jahre 1791, echt kaiserlich, dem Fürsten zum zweiten Male zu schenken. Ein Fest von nie dagewesenem Glanz weichte am 28. April 1791 die herrlichen Räume ein, und Katharina II. selbst wohnte dem Fest, das die Eröffnung der Türkenfestung Semail feiern sollte, bei. Im selben Jahre noch starb Potemkin, ein vergessener, in Anagnade gefallener Mann, dem nicht einmal ein ehrliches Grab



Der Vesuvioegel vor dem Ausbruch von Torre del Greco gesehen.

geordneten des neuen russischen Parlaments, der Duma, sich ergeben. **Der neue Vesuvioegel.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Die Gegenüberstellung unserer beiden Vesuvioegeln zeigt besser, als die längste Beschreibung vermöchte, wie der Vesuv vormals ausah, und wie er sich jetzt zeigt. Und es wird wohl nicht einen Kenner und Liebhaber der Götterlandschaft geben, der die Umgestaltung des geheimnisvollen Berges aus ästhetischen Rücksichten nicht tief beklagt. Der Gipfel in die Wolken strebende Gipfel gleich abends, wenn die unterirdischen Feuer in Tätigkeit waren, einer gen Himmel züngelnden Fackel — jetzt hat er mit seiner abgeplatteten Höhe das Aussehen eines bürgerlichen Herdes, darauf es brodelt und friedlich dampft. Freilich — die Gewalten der Zerstörung sind unausgeleitet tätig; wer weiß, wie bald sie aus Lava und glühendem Gestein den Gipfel wieder aufrichten, den der letzte Ausbruch zerstörte! Er hat wohl schon unzählige Male die Gestalt verändert, der unruhige Titan mit der feurigen Seele!

Gedenkfeste der Frankfurter Universität. Die 400jährige Gedenkfeste einer nicht mehr vorhandenen deutschen Universität hat jüngster Tage stattgefunden. Es ist die am 26. April 1506 von dem brandenburgischen Kurfürsten Joachim I. in Person eröffnete Hochschule in Frankfurt an der Oder. Der wechselvolle Charakter der deutschen Geschichte tritt auch in dem Schicksal vieler unserer Universitäten zutage. Solche als Hochschulen nicht mehr vorhandenen Städte sind unter anderen Duisburg, das braunschweigische Helmstedt, das nassauische Herborn und am Rhein die beiden kurfürstlich-erzbischöflichen Hauptstädte Köln und Mainz. Auch Frankfurt an der Oder gehört seit 1811 in diese Reihe. Die Universität hatte über 305 Jahre gewirkt, als sie mit der seit 1702 bestehenden Breslauer Leopoldina vereinigt wurde. Unter ihren Zöglingen befindet sich gleich im Stichtungsjahr 1506 Ulrich v. Hutten, der ihr einige lateinische Disserthationen gewidmet hat, in der letzten Studentengeneration aber so erlauchter Namen wie Alexander v. Humboldt und Heinrich

gegönnt ward, und der Palast, in dem es noch wie ein Rauschen seidener Schleppe hang, wurde zur — Kavallerielafarne umgewandelt! Erst Alexander I. gab ihn seiner früheren Bestimmung zurück, und nun, nach hundertjähriger Pause, zieht wieder Glanz und Leben in die alten Mauern ein: im großen Kupfsaal wird die Duma tagen, und im früheren Tanzaal, der künftig als „Coulisir“ dienen soll, werden die Abenden des nebenstehenden Abbildungen.)



Die jetzige Form des Vesuvioegels von Torre del Greco gesehen.

v. Kleiff. Auch des letzteren älterer Verwandter, der Frühlingsjünger Ewald v. Kleiff, ist mit seinem Namen an die Universität geknüpft, zwölf Tage nach der unglücklichen Schlacht bei dem benachbarten Kummerdors starb er in der Universitätspflege an den auf dem Schlachtfeld empfangenen Wunden. Die Hochschule war ursprünglich eine Filiale von Leipzig und ihr erster Rektor, der Theologe Konrad Wimpina, dorthier gekommen; er war eifrig katholisch und verfocht 1518 in öffentlicher Disputation Johann Tezels 195 Gegenthesen gegen Luthers weltberühmte 95 Wittenberger Lehrsätze. Mit dem 1535 erfolgten Tode des eifrig katholischen Kurfürsten Joachim I. änderte sich die Richtung der Hochschule, an die schon im Jahr vor seinem 1539 erfolgten förmlichen Abtritt Kurfürst Joachim II. zum Rektor Melanchthons Schwiegersohn G. Sabinus berief. Ein besonderer Glanz der Hochschule war nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges auch der Große Kurfürst. Dagegen ließ dort dessen Enkel, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., seinen Vorleser Morgenstern vom Katheder herab öffentlich im Narrengewande die These begründen: „Die Gelehrten sind Quacksalber und Narren.“ Friedrich Wilhelm III. stiftete 1810 die Universität Berlin neu und verichmolz, wie erwähnt, Frankfurt an der Oder ein Jahr darauf als Hochschule mit der anderen Oberstadt Breslau.



A. Clauson von Raas.

Clauson von Raas. (Mit dem obenstehenden Bildnis.) „Die Erziehung zur Arbeit“ — das ist uns allen heut ein vertrauter Begriff, eine Forderung, die schon von vielen Seiten eingeleitet wird, und doch ist's noch nicht gar so lange her, da lebte sie als Zukunftsideal in den Köpfen einzelner. In den siebziger Jahren erst wurden praktische Versuche zur Lösung dieser schon von Rousseau betonten Aufgabe gemacht, und zwar im Ausland, im skandinavischen Norden. Von Dänemark aus kam auch für Deutschland die Anregung, dank der unermüdeten und erfolgreichen Tätigkeit des dänischen Kunstmeisters Clauson von Raas, des Begründers des Handfertigkeitsunterrichts in den Schulen. Der praktisch veranlagte Mann hatte schon als aktiver Offizier seine eigenen und fremde Kinder in allerlei Handwerken unterrichtet, und zwar mit solchem Erfolg, daß er im Jahre 1864 den Abschied nahm, um sich ganz seiner Lebensaufgabe: dem Wirken für die allgemeine Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in den Schulen, widmen zu können. Bald nacheinander entstanden solche Schulen in Berlin, Kiel, Bremen, Götting, Dresden, Hannover, Leipzig und anderen großen Städten, auch Schulen zur Ausbildung von Handfertigkeitslehrern wurden eingerichtet, und der Erfolg war überall gleich: mit förmlicher Begeisterung nahm die Jugend an dem Unterricht teil, der ein glückliches Gegengewicht zu der bisher so einseitig geistigen Entwicklung und Belastung schuf. Die Sache hatte im Anfang erbitterte Gegner, sowohl unter den Lehrern, die eine körperliche Übermüdung und somit ein Nachlassen der Aufmerksamkeit in den wissenschaftlichen Stunden vorherzagesah, als unter den Handwerkern selbst, die eine etwa ent-

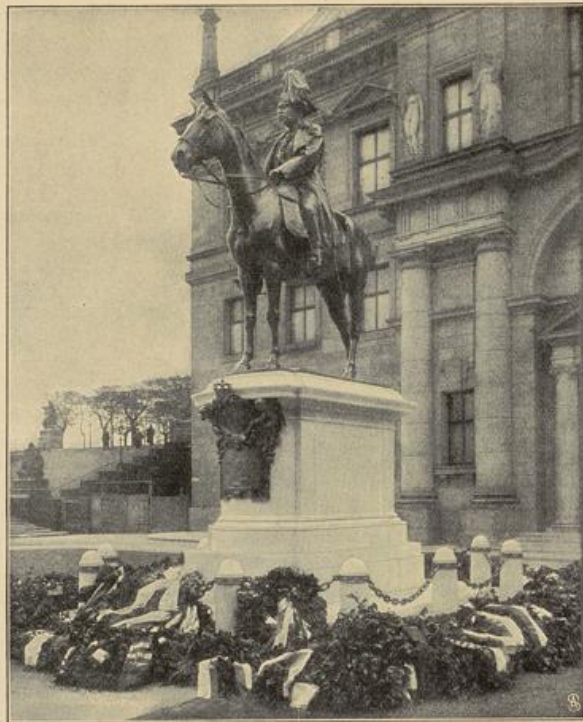
stehende Konkurrenz befürchteten, aber sie hatte andererseits Freunde, die energisch für sie eintraten. Auch die „Gartenlaube“ darf sich zu ihnen zählen, sie hat schon im Jahre 1882 einen eingehenden Artikel über Clauion von Kaas und seine Bestrebungen gebracht und dem Handfertigkeitsunterricht unter ihren Lesern neue Gönner gewonnen. Längst hat die Zeit die Haltlosigkeit aller Zweifel und Sorgen erwiesen. Die Ausbildung im Handwerk hat die Schüler erfrischt, hat ermüdet, die Achtung vor der Arbeit, die Kenntnis des Materials sind gestiegen, und Clauion von Kaas, der durch Vortragsreisen und gedruckte Berichte, durch Eingaben und Unterricht rastlos für die gute Sache tätig war, darf nun am Abend seines reichen Lebens — er ist am 16. Mai 80 Jahre alt — auf eine goldene Ernte schauen.

Das Denkmal für König Albert in Dresden. (Zu nebenstehender Abbildung.) Am 24. April d. J. ist auf dem Schloßplatz in Dresden ein Reiterstandbild König Alberts von Sachsen feierlich enthüllt worden. Der verstorbene König, auf dessen Geburtstag man die Feier verlegt hatte, hat sich den Standort für das Monument seinerzeit noch selber ausgesucht, die Statue — eine Arbeit des bekannten Berliner Bildhauers Professor Baumbach — ist hervorragend durch Lebenswahrheit und treue Charakteristik. Auf einem Sockel aus carrarischem Marmor erhebt sich die in Bronze ausgeführte Reiterfigur von 5,20 Metern Höhe. Die Vorderseite des Sockels trägt Namen und Regierungszeit des Königs, während auf der Rückseite folgende Inschrift eingegraben ist: „Dem unvergesslichen Könige, gewidmet von der Haupt- und Residenzstadt!“

Ludwig XIV. und Molière. (Zu dem Bilde Seite 400 und Seite 401.) Der Ruhm des französischen Sonnenkönigs, Ludwigs XIV. ist eng verbandt mit dem Ruhm von dramatischen Dichtern, die seiner Regierung auch in der Geschichte der Weltliteratur dauernden Glanz verliehen. Racine, neben Corneille der größte Trauerspieldichter Frankreichs, und Molière, der unsterbliche Lustspieldichter, standen dem Hof des Königs sehr nahe. Racine hatte sich schon durch eine Ode auf die Vermählung des Königs dem Monarchen empfohlen, war später oft ein Gast bei Hof und schrieb auf den Wunsch der Frau von Maintenon die beiden biblischen Tragödien „Esther“ und „Athalie“, die für



Vom Erdbeben in San Francisco.



Karl Meier, Dresden, phot.

Das Denkmal für König Albert in Dresden.

Ausgeführt von Max Baumbach.

das Mädchenpensionat in Saint Cyr bestimmt waren. Molière war zuerst von dem Bruder des Königs, Philipp von Bourbon, zum Direktor der Hoftruppe ernannt, dann aber von dem König selbst in seine Dienste genommen worden, der ihm ein jährliches Gehalt von 7000 Livres aussetzte. Durch die Gunst des Königs gelang es ihm auch, den Intrigen seiner zahlreichen Feinde die Stirn zu bieten, die sich seine satirische Waise durch ihre unarmherzigen Geißelhiebe verschafft hatte;

dem ganze Stände, deren Vertreter auch bei Hofe heimlich waren, fühlten sich durch die Angriffe des Lustspieldichters empfindlich getroffen. Der persönliche Verkehr des stolzen Fürsten mit dem Dichter, der nicht einmal Mitglied der Akademie war, wie Corneille und Racine, sondern als „Fossendarsteller“ von solchen Ehren ausgeschlossen blieb, mußte daher in jenen Kreisen aufs äußerste befremden. Der im vorigen Jahr verstorbene geniale französische Maler Gerôme zeigt uns in einem aus dem Jahre 1863 stammenden Gemälde, das wir in dieser Nummer wiedergeben, den König und den Lustspieldichter bei Tisch. Der Charakteropf des glänzenden Selbstherrschers erscheint ebenso getroffen und ebenso sympatisch wie derjenige des geistreichen Schauspielers. Die Höflinge, die vom König huldvoll ins Gespräch gezogen wurden, verneigen sich zwar ehrerbietig, doch auf vielen Gesichtern merkt man auch neidische Bewunderung, und an Tartuffes fehlt es auch nicht in der Gruppe; der Hofgeistliche zeigt ablehnenden Stolz und Troß.

Vom Erdbeben in San Francisco. (Mit den untenstehenden Abbildungen.) Die furchtbare Zerstörung, die das Erdbeben zu San Francisco am 18. April in der schönen Stadt an der „Golden Gate“ herbeiführte, ist in den Wochen, die seitdem verfloßen sind, so oft geschildert worden, daß nun, da uns die ersten Bilder vom Schauplatz der Katastrophe zugehen, von dem Ereignissen schon überholt wurde, was hier noch als furchtbare Wirklichkeit erscheint. Mit ungebrochener Tatkraft haben sich die schwergeprüften Bewohner der Stadt ans Werk gemacht, an Stelle der Ruinen, die unsere Bilder zeigen, neues Leben und neue Schönheit erziehen zu lassen, und es wird bald statt jener Trümmerruinen ein neues, schöneres San Francisco sich stolz erheben.



Überreste von Wollenrahren.

Deutschlands erstes Telegramm war — getreu dem Worte „Das Volk der Dichter“ — ein galanter Fünffeiler, den der Physiker an der Karlsruher Fürstenschule, Professor Johann Lorenz Boeckmann verfaßt und „aufgegeben“ hatte. Es war in der wogenden Zeit von 1794. In Baden herrschte Markgraf Karl Friedrich, der spätere erste Großherzog. Zu seinem Geburtstag am 22. November gab Boeckmann aus anderthalb Stunden Entfernung nach Karlsruhe hin durch seinen „Apparat der Telegraphie“ folgendes Verschen deutlich hinüber:

„Groß ist das Fest, und schön! Triumph! Der Gute lebt,
Um dessen Fürstenthron der Vorlicht' Auge schwebt;
Selt ihm! so ihn es fern und nah!
O Fürst, sieh hier, was Deutschland noch nicht sah,
Wie dir ein Telegraph heut Segenswünsche schickt.“

Boeckmann hatte kurz vorher in einer Schrift die Errichtung von Telegraphen den deutschen Fürsten als eine Frankreich gegenüber politisch notwendige Maßregel empfohlen. Doch Deutschland war zu sehr zerplittert, um zu gemeinsamen nationalen Aufgaben zu kommen.



Gekränkt.

Gemälde von E. Rau.

